Zeitschrift: Appenzeller Kalender
Band: 122 (1843)

Artikel: Kurze Uebersicht der merkwürdigsten Ereignisse seit dem Herbst 1841
Autor: [s.n.]
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-372484

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 15.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Kurze Uebersicht der merkwürdigsten Ereignisse seit dem Herbst 1841.

Von der Witterung und Fruchtbarkeit.

Der Herbst des Jahres 1841 darf in Hinsicht der Frucht-, Wein- und Obst-Ernte in unserer Gegend zu den mittleren, wenn nicht zu den ziemlich guten Jahrgängen gezählt werden. Ein sehr angenehmer Spätherbst erfreute uns ungewöhnlich lange Zeit und erst Weihnacht brachte rauhere Witterung und bleibenden Schnee. Im Jänner 1842 fiel wenig Schnee und die Kälte stieg dahier bis auf 14 Grad Reaumür, ohne indeß auf dieser Höhe länger als einige Tage anzudauern. Der übrige Theil des Winters war meistentheils für diese Jahreszeit angenehm und mit nur mäßigem Schnee begleitet, der sehr früh schmolz, aber an den Ostertagen wieder durch neuen ersetzt wurde. Mit dem 18. April trat heiter, aber trocken Wetter ein und dauerte, die erste Hälfte Mai ausgenommen, bei nun fortanhaltendem Ostwinde, den ganzen Frühling hindurch. Die Folge hievon war, daß beim Beginne des Sommers die Futterernte nur an höhergelegenen, nicht so trockenen oder sonnigen Lagen günstig ausfiel, in tiefern und sonnigern Gegenden aber, namentlich in fast den meisten Gegenden Deutschlands bedeutender Futtermangel eintrat. Die fortwährend trockene und heiße Witterung ließ bereits für die Getreideernte befürchten, diese fiel jedoch mehrentheils, wenn auch nicht der Menge, doch der Güte des Erzeugten nach, befriedigend aus. Die Erdfrüchte gediehen gut. Aelpler und Bienenbesitzer erfreuten sich eines für sie ausgezeichnet ergiebigen Jahres und der Obstbaum und vorzüglich die Rebe versprechen viel.

Ueber Krieg und Frieden, oder über die politischen Verhältnisse.

Wenn man auch glaubt, es sei in der Welt endlich Alles in guter Ordnung und nun zu einem ruhigen Gespräche über das Wetter und den Kaffee sich anschickt, so kommt unvermuthet wieder ein großer Lärm oder etwa eine kleine Revolution darein. — In Europa ist's zwar, den äußersten Osten, wo die Russen und Tscherkessen einander messen, ausgenommen, nirgends offener Kampf, aber deßhalb herrscht doch nichts weniger als vollkommene Ruhe. In Spanien bedarf es nur eines Funkens, und das ganze unglückliche Land steht in vollen Flammen. In der Türkei dauert der unselige Zustand des Schwankens und des Wechsels fort; nun kommt auch noch ein Krieg mit Persien dazu. In Frankreich hat der plötzliche Tod des Kronprinzen bedeutende Aufregung hervorgebracht. Das rasche und entschlossene Handeln des Königs bei diesem Unfalle hatte indessen wohlthätig gewirkt. Für England ist bedenklicher als seine Kriege mit dem fernen China und dem sich empörenden Indien, der Krieg und die Noth im Mutterlande. In England und Irland nimmt die Armuth und der Mangel an Arbeit auffallend zu und die Sprache der sich zusammenrottenden brodlosen Fabrikarbeiter wird immer lauter und drohender. Portugal hat hauptsächlich mit seinen Schulden zu kämpfen, und es muß immer ein Loch aufgemacht werden, um das andere zuzumachen. Die königliche Haushaltung ist fast bürgerlich eingerichtet.

Der Brand von Hamburg.

Es war in der Nacht auf den Himmelfahrtstag, vom 4. auf den 5. Mai 1842, als plötzlich durch die Straßen Hamburgs Feuerruf ertönte. Man sah mitten aus der Altstadt die Feuersäule aufsteigen: der Brand hatte sich in der Deichstraße, einer engen, dem Hafen zuführenden Straße entzündet. Sehr bald erkannte man die Gefahr. Es wehete ein heftiger Wind, und die seit vier Wochen herrschende Dürre hatte Alles ausgetrocknet und die Fleete, wie die zahlreichen Kanäle genannt werden, welche sich zwischen den Häusern hindurchziehen, fast alles Wassers beraubt. Mit jeder Stunde griff daher die Flamme weiter um sich, und als der Tag anzubrechen begann, lag die Deichstraße und Alles, was daran stieß, bereits in rauchenden Trümmern da.

Um Mittag verzehrte das Feuer bereits die großen Gebäude des Hopfenmarktes, wo sich die Hallen der Metzger und Fischverkäufer befinden und als auch diese ergriffen wurden, stellte sich die Besorgniß dar, daß auch die nahe daran liegende Nikolaikirche ein Raub der Flammen werden könnte. Dieses war die zweite Pfarrkirche der Stadt, von bedeutender Größe, und wie ein altes Heiligthum zu betrachten. Der Grundstein dazu wurde schon um die Mitte des zwölften Jahrhunderts gelegt; sie war 400 Fuß lang, und eben so hoch war ihr schöner Thurm, den ein sehr wohlklingendes Glockenspiel zierte. Es war um 3 1/2 Uhr Nachmittags, am Himmelfahrtsfeste, als die Flammen unter wahrhaft schauerlichem Anklingen des Glockenspiels überall hervorbrachen, und bald sah man den Thurm wie eine riesige Brandfackel zum Himmel emporragen. Gegen 5 Uhr stürzte er endlich ein und die wilde Lohe schlug nun, verheerender noch nach allen Seiten sich verbreitend, bis spät in die Nacht häuserhoch empor.

Genährt durch diese Feuermasse dehnte sich jetzt die Flamme wie aus einem Mittelpunkte strahlenförmig aus. Zuerst ergriff sie die Börsenhalle, ein weitläufiges Gebäude, das den Kaufleuten zu ihren täglichen Zusammenkünften außer der gesetzmäßig bestimmten Börsenzeit diente. Von hier sprang das Feuer zur Neuenburg, einer engen, krummen Straße, wo die reichsten und elegantesten Magazine nebeneinander lagen. Hier gab es Häuser, die vom Keller bis zu den obern Stockwerken ein Waarenlager bildeten; dieß waren nicht Laden, wie man sie in den Städten des Binnenlandes kennt, sondern alle Säle und Zimmer, das Stiegenhaus, der Vorplatz — Alles diente zur Aufstellung der schönsten und prächtigsten Gegenstände aus den Gebieten der Kunst oder Industrie. In diesem Revier steigerte sich nun der entsetzliche Wirrwarr noch mehr, allein er sollte erst seinen Gipfel erreichen, als das Feuer am Ende dieser Straße, nach dem Rathhaus zu, auf ein zweites stieß, das sich von der Bohnenstraße heranwälzte. Auch diese Straße ist eng und hat hohe Häuser; hier in der Nähe der Börse, nach deren Platz die Straße mündete, befanden sich auch wieder sehr reich ausgestattete Waarenlager.

Während nun hier die Verheerung im Mittelpunkte der Stadt mit rasender Eile immer weiter vorschritt, zog sie vom Hopfenmarkte nach der andern, der Neustadt zugekehrten Seite der Altstadt hin und näherte sich dort den Quartieren der Alster, wo der eigentlich elegante Theil der Bevölkerung wohnte.

Unterdeß sah man mit Schrecken, daß das alte, ehrwürdige Rathhaus in Flammen stand, dessen äußere Façade mit den Bildern deutscher Kaiser geschmückt war, die im Scheine des Brandes geröthet in die Trübsal ernst hineinschauten. Neben dem Rathhause stand die Bank; vor demselben die alte Börse; diese drei wichtigen Denkmale waren auf einem nur kleinen Platze zusammengedrängt. Um das Gebäude der Bank zu retten, mußte man Rathhaus und alte Börse opfern, und es wurde beschlossen, beide in die Luft zu sprengen, damit die Verbindung des brennenden Theils mit dem noch unversehrten zerstört werde. Mitten in der Nacht wurde dieser Beschluß ausgeführt; es war herzzerschneidend, den dumpfen Knall zu vernehmen, der wie ein riesenhaftes Stöh-

nen klang, mit dem das alte Rathhaus in sich zusammenstürzte. Die Schätze der Bank ruhten sicher in einem feuerfesten Gewölbe, und waren unter Wasser gesetzt worden.

Am Freitag nach dem Himmelfahrtstage, etwa nach dreißigstündiger Dauer, erstreckte sich die Fronte des Feuers von der Ecke der Reichenstraße bis zur alten Wallstraße und hatte fast die neue Börse schon erreicht, die erst vor einem Jahre eingeweiht und eröffnet worden war. Man machte die ungeheuerste Anstrengung, um dieses Prachtgebäude zu retten. Das herrliche Bauwerk blieb auch unversehrt. Man sah die Börse unter Ruinen und Flammen hoch und herrlich, Hamburgs Ruhm und Zierde, mit ihren hohen Hallen Hamburgs Wiederaufblühen und seinen erneuerten Wohlstand verbürgend, fest und kräftig dastehen.

Unter diesen Anstrengungen war der Vormittag vergangen, als plötzlich die Schreckensbotschaft erschallte, daß das Feuer vom alten Wall aus das breite Fleet überschritten und bei einem Bäcker auf dem neuen Wall gezündet habe. Diese Straße war eine der elegantesten der Stadt. Sie mündete in den Jungfernstieg, den schönen Spaziergang, mit prächtigen Gasthöfen und Kaffehäusern geziert, der das freundliche Alsternbassin begränzte. Auf beiden Seiten des neuen Walls befanden sich Modewaarenhandlungen und andere Magazine, Juweliere, Silberarbeiter, Tapeten- und Bronceläden und dergleichen Gegenstände für den Bedarf des modernen Lebens in der Gesellschaft. Der Schrecken wuchs, als man bemerkte, daß der Wind die Flammen nach dem Jungfernstiege trieb und daß alle Bemühungen, die furchtbarsten Anstrengungen, unablässiges Häusersprengen, Wasserströme von allen Seiten — daß Nichts im Stande war, ein Element aufzuhalten, dessen stets wachsende Kraft unbezähmbar geworden war.

Kapitäne, die an diesem Abend in Hamburgs Hafen einliefen, sagten aus, daß der Wiederschein dieser gräßlichen Brandfackel bis weit in die Nordsee hineingeleuchtet habe.

Die großen Bleichen und der alte Jungfernstieg waren nun auch schon von den Flammen ergriffen worden. Dort waren es die Wohngebäude des reichen Senators Jenisch, das Lokal der Harmoniegesellschaft, hier die Gasthöfe St. Petersburg, Hotel de Russie, alte Stadt London, Streits Hotel, sowie das Wohnhaus des als Menschenfreund hochgeschätzten Bankiers Salomon Heine, der bei dieser Gelegenheit abermals seinen schönen Ruf bewährte, — die theils abbrannten, theils in die Luft gesprengt wurden.

So vergieng die Nacht, und der Sonnabend brach unter bangen Erwartungen an. Die Flammen wälzten sich jetzt am untern Ende des Jungfernstiegs, da, wo er mit der Altstadt zusammenhängt, durch eine enge Passage, der breite Giebel genannt, immer der Alster entlang, dem Zucht- und Spinnhause zu, und näherte sich der altehrwürdigen St. Petrikirche, der Hauptpfarrei der Stadt. Schon am Abend vorher glühte der Knopf der an 416 Fuß hohen Thurmpyramide, da die höhern Luftschichten unstreitig viel entflammter waren, wie die niedern. Die Kirche besaß hohe Gewölbe, mancherlei Denkmäler, Gemälde, Schnitzwerk, Heiligenbilder und ihr Thurm war ein bewundernswerthes, kühnes Werk. Seit zehn Stunden befanden sich an 200 Personen in den höchsten Räumen desselben, um diese älteste Zierde, eines der Wahrzeichen Hamburgs, zu erhalten. Morgens 9 Uhr entzündete sich jedoch das Holz unter dem glühenden Kupfer, man sah dicken Rauch aus allen Fugen hervordringen und bald darauf die Flamme hervorzüngeln. Das Zuchthaus, das jeden Augenblick in Flammen aufzugehen drohte, wurde geräumt. Es machte einen erschütternden Eindruck auf das Gemüth des Zuschauers, den Zug der Verbrecher unter starker Bedeckung auf kleine Fahrzeuge bringen zu sehen, welche sie in das sichere Verwahrsam benachbarter Städte führten. Zu gleicher Zeit zogen Tausende von Menschen, die von nun an kein anderes Obdach als den Himmel, und oft nichts gerettet hatten, als das nackte Leben, aus den Thoren.

Die Verheerung wuchs indeß immer fort, bis sie die Gränze der Stadt nach dieser Seite hin erreicht hatte; viele neue und schöne Gebäude sanken dahin und von hier aus ergriff das Feuer auch ein Quartier, wo jene Klasse von Bürgern wohnte, denen mit ihrer kleinen Habe Alles geraubt ward und die nun mit lautem Wehklagen über den Stadtwall flohen, um das Schauergemälde des bittersten Jam-

mers zu vervollständigen. So hatte achtzig Stunden lang der Brand recht eigentlich in Hamburgs Herzen gewüthet, als der Himmel ein Erbarmen zeigte. Der Wind, der bis dahin mit stets gleicher Heftigkeit geweht hatte, trieb dickes Gewölk zusammen, das sich nun mit einem Male in einem massenhaften Regen entlud. Diese Hülfe von oben war mächtiger, als Alles, was Menschen bis dahin versucht hatten. Die Gewalt der Flammen brach sich; die Zerstörung blieb da, wo sie eben war; der Ueberrest der Stadt war gerettet!

Folgendes ist der Umfang des Brandes von Hamburg: 61 Straßen, 120 Gänge und Höfe enthaltend, 1992 Häuser, 1716 Säle, 498 Buden und 468 Wohnkeller.

Wohl der vierte Theil der Stadt ist hin und nach ungefährer Berechnung mögen 40,000 Menschen ihre Habe eingebüßt haben. Der Schaden wird ungefähr auf 80 Millionen Mark Banko (70 Mill. Gulden) berechnet werden können.

Hohes Alter und die Macht der Heimath.

Leipzig hat vor Kurzem einen seltenen Gast gehabt. Es war nur ein schlichter Sattlermeister, aus Annaberg gebürtig, welcher aber 119 Jahre über seinem Haupte hatte dahingehen sehen, und bei diesem Alter so rüstig und gesund war, daß er noch eine Reise von Petersburg nach Sachsen unternehmen konnte. Man erzählte nämlich, er sei im Jahre 1742 in einem Alter von 19 Jahren als Sattlergesell von Leipzig, wo er damals arbeitete, abgereist, nach Petersburg gekommen und habe sich da niedergelassen. Später sei er, wie deutsche Arbeiter ihres Fleißes und ihrer Pünktlichkeit wegen dort überhaupt ausgezeichnet werden, zum kaiserlichen Hoffattler ernannt worden, und arbeite nun schon seit 50 Jahren für den Hof, welcher in dieser Zeit wohl manchen Kaiser auf seinem Throne, gewiß aber nur einen solchen Hoffattler für seine Sattel und Droschken gesehen hat. Der Kaiser Nikolaus hört von dem wackern Greise, läßt ihn zu sich kommen, und erfreut über den alten Mann, der seinem Hause so lange treu gedient hat und bei seinem hohen Alter noch so kräftig und lebensfrisch ist, fordert er ihn auf, sich eine Gnade zu erbitten. Und siehe, der alte Mann, der 100 Jahre lang von russischem Brode sich gut genährt hatte, dem war doch noch die freundliche Erinnerung geblieben an seine erste Heimath, und seine alten Augen sehnten sich, die Stätte noch ein Mal zu sehen, wo seine Wiege stand, wo er als Knabe gespielt und wo er sein Handwerk, welches ihm ein wahrhaft goldner Boden gewesen war, zuerst hatte ausüben lernen. Der Kaiser gab ihm ein prächtiges Geschirr, Bedienten hinten auf und einen Arzt als sorgenden Begleiter. So kam er denn zuerst in Leipzig an, fand aber die Werkstätte nicht mehr, wo er den ersten Riemen zugeschnitten hatte, denn diese war vor 10 Jahren niedergerissen worden. Von Leipzig ist er abgereist, um seine eigentliche Heimath, das Städtchen Annaberg, aufzusuchen. Schwerlich wird er dort noch Einen gefunden haben, der mit ihm zugleich auf der Schulbank gesessen hat, und der Todtengräber, der ihm die Gräber seiner Eltern richtig zeigen soll, der muß selbst wenigstens sein Jubiläum gefeiert haben.

Geburts-, Todten- und Ehen-Liste
des
Kantons Appenzell Außerrhoden von 1841.

	Geboren.	Gestorben.	Ehen.
Trogen	91	80	19
Herisau	292	278	59
Hundweil	43	45	18
Urnäsch	97	81	47
Grub	42	24	8
Teufen	155	154	25
Gais	80	63	18
Speicher	79	78	19
Walzenhausen	72	51	13
Schwellbrunn	79	87	34
Heiden	77	82	21
Wolfhalden	75	56	16
Rehtobel	85	67	9
Wald	54	52	6
Rüthi	24	21	12
Waldstatt	40	39	4
Schönengrund	27	20	3
Bühler	56	49	8
Stein	74	57	19
Lutzenberg	33	32	10
	1575	1416	368

Mehr geboren als gestorben 159 Personen.

Fernere Uebersicht der merkwürdigsten politischen Ereignisse in verschiedenen Staaten Europas.

Deutschland.

Die Mehrzahl der deutschen Bundesstaaten schreitet in jetziger Zeit rasch, doch sicher, vorwärts und Deutschland nimmt eine immer ehrenvollere Stellung in der Welt ein. Viel trägt dazu der Zollverein bei, der die getrennten Glieder mehr und mehr in Einheit verbindet. Nachdem die kirchlichen Streitigkeiten so ziemlich gehoben sind, sind es gegenwärtig vorzüglich die Handels- und Zollangelegenheiten, welche Alle beschäftigen. Auch die gegenseitige Verbindung durch Anlegung von Eisenbahnen macht fortwährend bedeutende Fortschritte. Oestreich hat den Bau von 4 Eisenbahnen an die bairische, sächsische, polnische und italienische Grenze auf Staatskosten auszuführen beschlossen und bereits ist Hand an dieses Riesenwerk, das Deutschland mit dem schwarzen und adriatischen Meere verbindet, gelegt worden. Eine große Eisenbahnlinie durch Baiern, von der nördlichen Grenze über Augsburg und München, soll auf Befehl des Königs bis an den Bodensee gezogen werden. — Mehrere preußische Offiziere, denen das Leben im Frieden nicht mehr gefällt, sind mit Bewilligung und Unterstützung des Königs theils nach dem Kaukasus, um gegen die Tscherkessen, theils auch nach Ostindien abgegangen, um gegen die Afghanen zu Felde zu ziehen.

Großbritanien.

Was im verwichenen Winter den Engländern in Afghanistan, einem großen Reich im Norden von Ostindien, begegnet ist, kann ihren Durst nach Eroberungen in etwas löschen. Das ganze Land, dessen Hauptstädte die englischen Truppen besetzt hielten, hatte sich empört. Das ganze englische Heer von 16,000 Mann ward vernichtet und nur Ein Engländer entkam, um das Entsetzliche zu melden. England bot nun Alles auf, um die Schmach zu tilgen und Ostindien zu erhalten. Nach einigen glücklichen Gefechten will man sich nun für gerächt halten und das Land, dessen Erhaltung ungeheure Summen kosten würde, verlassen um sich in dem immer unruhiger werdenden Indien dann um so besser behaupten zu können. In China gehts langsam, doch haben die Engländer ein paar Plätze erobert. Große Sensation erregte am 11. März in der Unterhaussitzung ein Vortrag des Ministers Peel. Ganz offen sagte er, die Finanzen Englands stünden schlecht, der Hinterschlag in dem Staatsschatz in den laufenden 6 Jahren betrage allein über 120 Millionen Gulden: es sei nichts mehr übrig, was besteuert werden könne, als die Regenschirme; er schlage daher eine Einkommensteuer und zwar 35 Gulden von 1200 Gulden, also fast ein Drittel vom Hundert, vor, es werde freilich mancher Reiche seine 30,000 Gulden Steuer zu bezahlen haben, aber die Königin habe sich freiwillig erboten, ihr persönliches Einkommen besteuern zu lassen. — Ein wiederholter Antrag um Aufhebung der Besteurung des eingeführten Kornes ward nicht angenommen und nur einige Erleichterungen geboten. Zwei Versuche auf das Leben der Königin mißglückten und die Thäter wurden ergriffen. Das Elend in England und die Armuth nehmen auf eine furchtbare Weise zu. In der letzten Sitzung des Parlaments kam die Sache zur Sprache und es wurden betrübende Schilderungen gemacht. Die Minister gestanden die große Noth zu, der eine meinte aber, man müsse nur nicht thun wie merken und der andere, der Premierminister Peel selbst, verschrieb dem armen Volke das alte Universalmittel: Geduld. Unterdessen haben die Aufstände der brodlosen Arbeiter einen bedenklichen Schwung erhalten und das Ende dieser Aufregungen ist nicht abzusehen. Man behauptet, daß z. B. nur in der Stadt Manchester bei 50,000 Arbeiter ihren Geschäften entzogen seien.

Frankreich.

Während das russische Kaiserpaar in Petersburg im glücklichen Familienkreise seine silberne Hochzeit feierte, hatte die französische Königsfamilie ein unerwarteter, schwerer Schlag getroffen. Frankreich verlor seinen Thronerben, den Herzog von Orleans. Er war im Begriff

seine Gemahlin abzuholen und fuhr am 13. Heumonat von Paris weg; die Pferde wurden scheu und er fiel, durch einen Stoß aus dem Wagen geworfen, mit dem Kopf auf einen Stein, wodurch ihm die Hirnschale zersprang. Lange hat kein Ereigniß einen so tiefen Eindruck gemacht, als der plötzliche Tod des Kronprinzen. Es war nicht blos die Theilnahme an dem großen Unglück, das die königliche Familie betroffen, alle Welt fühlte, daß dieses Ereigniß von unberechenbaren Folgen für Frankreich und damit für Europa ist. Der König ist ein siebenzigjähriger Greis, der jetzige Thronerbe, Sohn des verstorbenen Herzogs von Orleans, ein Kind von 4 Jahren. Somit war für den Fall des Absterbens des jetzigen Königs eine Regentschaft für den unmündigen Thronerben nöthig. Eine solche ist nun aber immer, namentlich in Frankreich, ein mißliches Ding. Durch den Beschluß der Kammern, die sogleich zusammenberufen wurden, erhielt der zweite Sohn des Königs, Herzog von Nemours, diese Stelle. — Aus Algier meldete der Generalgouverneur letzten Sommer an den Kriegsminister nebst der Constituirung der Provinz Titery ein siegreiches Gefecht, wornach General Changarnier am ersten Juli dem Feinde 15—20,000 Stück Vieh abnahm und 3000 Gefangene machte. Einen andern Bericht schließt General Bügeaud mit folgenden, freilich schon oft gehörten Worten: „Die Macht Abd-el-Kaders ist gebrochen, der Emir irrt nur noch mit wenigen Reitern umher, der eigentliche Kampf ist beendigt, es sind nur noch die Spuren seiner ehemaligen Herrschaft zu vernichten.“ Doch gesteht er, daß die Provinz noch auf lange Zeit einer großen Truppenmacht bedürfe.

Türkei.

In der Türkei brennts an allen vier Ecken und der Sultan hat nicht Hände und Leute genug, den Brand zu löschen. Die Perser sind ins Land gefallen, haben mehrere Dorfschaften total verwüstet und die Erndte zerstört; die Montenegriner haben ihre feindlichen Einfälle wieder erneut; in Serbien und Rumelien will das Volk den Sultan nicht mehr als Oberherrn anerkennen und die Wallachen blasen auch in die Sturmposaune. In Syrien wüthen die Pest und ein grausamer Pascha um die Wette; überall im ganzen Reich fehlt Sicherheit und dauernde Ruhe; Niemand weiß, wer Koch und wer Kellner ist. Damit die Türken nicht mehr erfahren, was in der Welt vorgeht, hat der Sultan befohlen, sämmtliche Druckereien in den türkischen Provinzen zu schließen. Nur das Journal von Smyrna darf noch gedruckt, doch nur an die Vornehmen und Reichen vertheilt werden. Das Volk soll dumm bleiben.

Gekrönte Häupter.

Reg. Antritt.		Geburtsjahr.
1831	Gregor XVI. römischer Papst.	1765
1835	Ferdinand I. östreichischer Kaiser, König von Ungarn, Böhmen, d. Lombardei ꝛc.	1793
1825	Nikolaus I. russischer Kaiser und König von Polen.	1796
1830	Ludwig Philipp I. König von Frankreich.	1773
1818	Karl Johann XIV. König von Schweden.	1764
1833	Isabella I. Königin von Spanien.	1830
1837	Viktoria I. Königin v. Großbritanien.	1819
1837	Ernst I. König von Hannover.	1771
1840	Christian VIII. König von Dänemark.	1786
1826	Maria II. Königin von Portugal.	1819
1840	Friedrich Wilhelm IV. König von Preußen.	1795
1831	Karl Albert I. König v. Sardinien.	1798
1830	Ferdinand II. König beid. Sicilien.	1810
1825	Ludwig I. König von Baiern.	1786
1817	Wilhelm I. König v. Würtemberg.	1781
1836	Friedrich August I. König von Sachsen.	1797
1840	Wilhelm II. König von Holland.	1792
1831	Leopold I. König von Belgien.	1790
1832	Otto I. König von Griechenland.	1815
1839	Abdul Medschid, türkischer Kaiser.	1823

Großherzoge.

1830	Baden. Leopold.	1790
1821	Hessen-Kassel. Kurfürst Wilhelm II.	1777
1839	Hessen-Darmstadt. Ludwig II.	1777
1828	Sachsen-Weimar. Carl Friedrich.	1783
1824	Toskana. Leopold II.	1797

Vermischte Bruchstücke aus der Tagesgeschichte, und anderes, belehrenden und unterhaltenden Inhalts.

Neujahrsgeschichte vom Kukuk.

Der Kukuk ist mir immer ein lieber Vogel gewesen; er ist der rechte Kindervogel. Läßt der im Frühjahr seine Stimme hören, er bekommt immer Antwort. Die Mädchen halten ein in ihren Spielen, die Knaben lassen Ball und Reif ruhen und laufen dem Rufer nach, jauchzend giebt ihm die ganze Schaar sein Feldgeschrei zurück und Kukuk: Kukuk! Kukuk! erschallt es durch den Hain. Auch den Erwachsenen ist er ein willkommner Rufer, ein Verkünder des Lebens; der rechte Vivatausbringer. Habt ihr noch keinen im Herbst unter dem fallenden Laube, oder im trüben Nachwinter mit beschwertem Odem dahin schleichen sehen, und ihr hattet ihn lieb, und eine Thräne der Wehmuth trat euch ins Auge, als ihr still bei euch dachtet: „Der wird den Kukuk wohl nicht wieder schreien hören?"

Wer ihn nun aber wieder hört, wer in den Frühling tritt mit erneutem Muthe zum Leben, wieder jung mit der jungen Natur; gewiß, dem bringt der Vogel mit seinen zwei Silben ein ganzes Lebehoch und ein volles Vivat aus. Mir ist's immer gewesen, als wäre er noch etwas mehr, ein Frühlingsbote von Dem da oben, ein Ausleger zu dem frommen Worte seiner Bibel: „Leben und Wohlthat hat der Herr an uns gethan, sein Aufsehen bewahrte unsern Odem." — Und da war denn meine Rede vom Kukuk schon von selbst zum Wunsche geworden: daß er dir wieder schreie, lieber Leser, Kukuk! Kukuk! im nächsten schönen Frühjahr! Nimm diesen Neujahrswunsch vorweg, so freundlich als wir dir ihn geben. Aber ich versprach eine Geschichte, und nun gehts einen Schritt weiter. Jedermann kennt die Uhren, die schwarzwäldler, die vor dem Schlage Kukuk! rufen. Und eine solche Uhr wollte der alte Niklas, der freilich nie auf dem Schwarzwald gewesen, bei uns nachmachen. Er war, was man sagt, ein Pröbler und Tausendkünstler auf seiner Schnitzbank, mit der Kukuksuhr aber wollte es ihm nicht gelingen. Sie hieng zwar endlich nach langer Plage an der Wand, und gieng auch und war fertig, aber nicht ganz. „Nun, Niklas, habt ihr's denn endlich gezwungen?" frug ihn Gevatter Gottlieb theilnehmend und erfreut. Aber der Niklas verschob die Mütze, kratzte sich hinter den Künstlerohren und, mit einem Seitenblicke nach dem hölzernen Vogel oben überm Zifferblatte, antwortete er mürrisch und in der übelsten Laune: „Ne, der Hundsfott schreit nur Kuk!"

Ich hatte über dem Kukuk, der immer Kuk schrie, mit dem Gevatter Gottlieb oft gelacht und so meine Gedanken gehabt. Noch mehr Gedanken aber hatt' ich, als ich später einmal in die Gemeindestube nach F. kam und die Uhr dort wieder fand. Sie hatten sie wohlfeil gekauft und den Fehler übersehen. Es war aber gerade Jahrrechnung und kam Mancherlei am Jahresschlusse zur Sprache. Gemeindekapitale waren geborgt worden, aber die Interessen nicht bezahlt. Eine Feuerspritze war angeschafft, aber beim ersten Feuer in der Nachbarschaft hatte es der Wächter verschlafen, beim zweiten waren sie wohl zuerst mit auf dem Platze gewesen, aber die Spritze war zerlechzt und gieng nicht. Eine Dorfbibliothek war angeschafft, aber, laut Register, waren die guten Bücher nicht gelesen.

Der Befehl war lange im Dorfe, die Wege auszubessern, aber nur die Anlage war fertig und die Fuhrleute blieben stecken und führten beim Landrath Klage. Es war Alles nur halb gethan, und gieng im Jahresbericht noch eine gute Weile so fort — da hob die Uhr aus und Kuk! rief der Vogel mit aufgesperrtem Schnabel, den andern Theil blieb er schuldig. Den Bauern fiels nicht auf, sie warens nicht anders gewohnt. Der anwesende Landrath aber stutzte, fragte, lachte erst, dann wurde er über die ganze Sitzung summarisch böse und hielt ihnen eine Rede mit Anwendung aus der Vogelperspektive, die ich nicht verrathen will. „Der Kukuk aber, sagte er zuletzt, der ist, wie für euch gemacht!" Die F...r müssen ihn doch verstanden haben, denn wie es heißt, wollen sie die Uhr wieder verkaufen.

Und da habt ihr denn einen Theil von meinem Wunsche. Kauft nicht etwa den F...rn die Uhr ab. Es könnte euch dann auch so gehen, daß eure Töchter aufgeboten würden, aber nicht getraut, eure Söhne studirten, aber nicht aus, die guten Gesetze wohl im Regierungsblatt, aber im Dorfe und auf der Flur nicht zu lesen wären, daß euer Waizen blühete, aber nicht reif würde, und zuletzt in euerm Jahresglücke ihr, wie jener Knabe auf dem Markte, zwar keinen Kaffee, aber bald ein Stückchen Kuchen bekommen hättet. Nein, nein, daß euch der Vogel im neuen Jahre wieder schreie, aber, wohlgemerkt, der ganze Kukuk.

Ueber die Entsumpfung des Riedbodens.

(Aus den Verhandlungen der appenzell. gemeinnützigen Gesellschaft.)

(Schluß.)

Mit ungleich größern Opfern von Mühe und Kosten ist die Entsumpfung durch bedeckte Wasserabzüge oder durch Tollgraben verbunden. Wer aber Mühe und Kosten nicht zu scheuen hat, die nöthigen Materialien leicht erhalten kann und den Uebelstand so schnell und gründlich als möglich beseitigen will, der thut wohl daran, sich zu dieser Methode zu entschließen. Alles, was früher über die Anlage der Haupt- und Seitengräben gesagt worden ist, findet auch hier seine Anwendung, mit Ausnahme der Form und der Tiefe, denn die Seitenwände müssen hier nicht schräg, sondern senkrecht sein, weil so das Wasser besser abfließt, und wenn der Graben auch ausgefüllt ist, dennoch kein Einsturz zu befürchten steht. Die Tiefe des Grabens sollte nicht weniger, eher mehr als 5—8 Schuh betragen; denn je tiefer die Abzüge sind, desto schneller geht die Entwässerung vor sich.

Die Bereitung dieser Gräben ist sehr einfach. Man belegt die beiden Seitenwände mit schmalen Steinen von guter Lagerfläche oder mit Balken und bedeckt den gebildeten Kanal mit harten Steinplatten. Die weitere Ausfüllung geschieht am besten vermittelst Kugelsteinen, wie sie der Untergrund des Feldes oder der Bach gibt. Die größten müssen zu unterst zu liegen kommen und mit Sorgfalt hineingebracht werden, um die Platten zu schonen. In Ermanglung von Steinen bedient man sich auch verschiedener Holzsträucher, unter denen die Erle vor allen den Vorzug verdient, da sie im Wasser sehr schwer in Fäulniß übergeht. Wo Ueberfluß an Holz vorhanden ist, werden zu diesem Zwecke auch tannene oder buchene Scheiter verwendet und regellos in den Graben geworfen damit für das abfließende Wasser Zwischenräume entstehen. Ungefähr anderthalb Fuß unter der Oberfläche werden die genannten Materialien mit Moos, Farrenkraut, und dergleichen bedeckt und hierauf gute Erde darüber geworfen, und wie der übrige Boden angepflanzt. Ein bedeckter, solid angelegter und mit Kieselsteinen ausgefüllter Graben bleibt nicht nur Jahrzehnde, sondern Jahrhunderte

in gutem Zustande und erfordert weiter keine Kosten für den Unterhalt. Darum und weil sie die Entsumpfung schneller und gründlicher bewirken, als die offenen Gräben, der Kultur keinen Boden entziehen und keiner Arbeit hinderlich sind, verdienen sie desto mehr empfohlen zu werden.

Wenn das Sumpfland die oben angeführte Entwässerungsmethode zuläßt, so hat die Kultur desselben keine besondern Schwierigkeiten. Es giebt aber Sümpfe, welche auf allen Seiten mit so beträchtlichen Erhöhungen umgeben sind, daß ihre Durchbrechung wegen unverhältnißmäßigen Kosten nicht ausführbar ist, dessen ungeachtet ist die Entsumpfung ohne große Kosten dennoch möglich, denn, wie gesagt, liegen unter der Erdoberfläche Thonlagen, welche auf Sandschichten ruhen. Auf diesen Umstand stützt sich nun die Abhülfe. Man durchgräbt das Thonlager an den sumpfigsten Stellen, bis auf das Sandlager hinab, füllt die entstandenen Löcher mit unförmlichen Feld- oder Bachsteinen oder mit Gesträuch aus, verbindet sie untereinander durch unterirdische, 2—3 Schuh breite Gräben, zuletzt werden die sämmtlichen Vertiefungen mit Moos oder ähnlichen Stoffen und endlich mit guter Erde bedeckt. Das Wasser findet nun leicht den zwar unsichtbaren, aber dennoch sichern Ablauf durch die Sandschicht.

Zur weitern Urbarmachung solcher, bereits durch Gräben durchzogenen nassen Gründe dient der Kompostdünger als Hauptmittel. Seine Verwendung kann schon nach einem Jahre geschehen. Die hiezu am meisten geeignete Zeit ist der Herbst und Winter. Die Erde muß dabei überall gleichmäßig vertheilt werden, was am leichtesten mit einem groben Rechen geschieht. Wenn es möglich ist, so trage man sie 2—3 Zoll hoch auf, damit der frühere Rasen kein Gras mehr treiben könne, sondern in Fäulniß übergehe und bessern Grasarten Platz lasse. Zu Ende des Monats Mai oder Anfangs Juni, wenn kein Reif mehr zu befürchten ist, streue man den guten Samen, Klee und Hafer, Heublumen u. s. w. aus und bringe denselben mit dem Rechen leicht unter die Erde. Bald wird der gute Erfolg der Verbesserung sichtbar und die gewonnene Wiese mit einem tüchtigen Rasen von vortrefflichen Futterkräutern bedeckt sein.

Die weitere Behandlung des Grundstückes besteht nun hauptsächlich in guter Unterhaltung der offenen bedeckten Gräben, in gehöriger Düngung, die am besten durch Komposterde, Asche, Pferdemist geschieht, weil diese Stoffe den feuchten Boden besser auftrocknen und dem Wachsthum des Klees und anderer guter Wiesenpflanzen viel zuträglicher sind, als die gewöhnliche Hausgülle oder Abflüsse.

Ein Mittel, das Holz wohlfeiler zu machen.

Es giebt eine Art der Holzverschwendung, zu deren Vermeidung weiter nichts erfordert wird, als guter Wille und Achtsamkeit von Seiten der Hausfrauen und der Dienstboten; diese findet beim Kochen der Speisen statt. Zur Garmachung der Speisen ist die Hitze des Wassers, in welchem sie bereitet werden, allerdings ein wesentliches Erforderniß, weßhalb auch luftdicht verschlossene Kochgefäße, in denen sich das Wasser heißer noch als siedend heiß machen läßt, diesen Zweck viel schneller und kräftiger erreichen lassen. In unsern Küchen aber, wo die Töpfe nur mit losem Deckel versehen werden, kann die Flüssigkeit nie heißer werden, als sie in dem Augenblicke ist, wo sie zu wallen anfängt. All die Hitze, welche dem Kochtopf ferner zugeführt wird, und mehr beträgt, als zu einem gelinden Fortkochen erforderlich ist, dient keineswegs zur schnellern oder bessern Garmachung der Speise, sondern blos dazu, einen Theil des Wassers als Dampf zum Schorn-

stein hinaus zu führen. Sorgfältige Versuche haben gelehrt, daß die Hitze, welche nöthig ist, um eine Maß siedendes Wasser in Dampf zu verwandeln, hinreicht, um 5 1/2 Maß eiskaltes Wasser siedend heiß zu machen. Hierin hat jede Köchin ein leichtes Mittel, einzusehen, wie viel Holz sie unnützer Weise verschwendet habe. Läßt sie nämlich bei einem Topfe, der 5 1/2 Maß faßt, eine Maß einkochen, so hat sie nahehin das Doppelte des zu ihrem Kochen nöthigen Holzes verbraucht, und vermindert sie durch gehörige Schwächung des Feuers, nachdem das Sieden eingetretten, dieses Einkochen auch nur auf 1 halbe Maß, so hat sie schon doch dadurch nahe die Hälfte des Holzes erspart; und hat sie erst in der Leitung des Feuers durch Aufmerksamkeit auf dasselbe eine Art von Meisterschaft erlangt, so wird sie leicht diese Ersparrniß noch weiter treiben können. Sogar die umsichtigere und sparsamere Köchin darf sicher sein, auf diese Weise noch einen ansehnlichen Theil ihres Holzverbrauches erübrigen zu können, das Kochen mag auf dem Heerde oder in dem Ofen geschehen.

Wenn diese Ersparniß im Einzelnfalle auch gering erscheinen mag, so ist sie doch wegen ihrer häufigen Anwendbarkeit von solcher Bedeutung im Allgemeinen, daß man behaupten darf, durch sie allein könnte ein Sinken der Holzpreise herbeigeführt, und alles Holz wieder erobert werden, was die Fabriken im Lande nur immer aufzehren mögen.

Ueber den Werth der Schulbildung für die Gewerbe.

In Deutschland und dem größten Theile der Schweiz hat die Einsicht der Regierungen die Wichtigkeit der Schulbildung für den Betrieb der Gewerbe und die Nothwendigkeit, auch dem Armen Gelegenheit zum gründlichen Unterricht zu bieten, längst erkannt und theils die Elementarschulen in angemessener Weise zu verbessern gesucht, theils in den Gewerbs- und Industrieschulen eigene Anstalten zur Vorbildung für die Gewerbe errichtet. Gleichwohl giebt es noch immer Leute, denen die allgemeinen Gründe, von welchen solche Maßregeln ausgegangen, nicht überzeugend genug erscheinen und die, an Vorurtheil klebend, diesen so wesentlichen Verbesserungen des Schulwesens die Nützlichkeit für die Gewerbe absprechen, oder wohl gar schädliche Folgen aus ihnen befürchten. Es soll hier nicht zum zehnten Male wiederholt werden, was sich für die Sache der Bildung sagen läßt. Dagegen ist es vielleicht dem Leser des Kalenders willkommen, zu hören, was nicht Schulmänner und Gelehrte, sondern eigentliche Praktiker, von dem Einfluß der Schulbildung auf die Gewerbe halten. Die in England bestehende Kommission für das Armenwesen hat nämlich im Jahr 1840 eine Anzahl von verlässigen Fabrikbesitzern über den Einfluß der Schulbildung auf den sittlichen und geistigen Zustand der Arbeiter verschiedener Länder vernommen, und deren Antworten sollen hier kurz zusammengestellt werden. Der erste von den Befragten ist Albert G. Escher, Theilhaber an den großen Fabrikunternehmungen des Hauses Escher, Wyß und Comp. in Zürich. Er bemerkt, daß sein Haus 600 bis 800 Arbeiter in der Maschinenfabrik in Zürich, 200 in seiner dortigen Spinnerei und 500 Arbeiter in seinen Baumwollspinnereien in Tirol und Italien beschäftige, und außerdem habe er oft bei Bauten 500 bis 600 Arbeiter zu überwachen. Diese Arbeiter sind von Geburt Schweizer, Deutsche, Franzosen, Engländer, Schotten, Italiener und einige Andere. Sowohl in seinen eigenen Werkstätten als in fremden Ländern, wo er Unternehmungen ausgeführt, habe er Gelegenheit gehabt, die Verschiedenheit ihrer Charaktere kennen zu lernen. In Bezug auf das natürliche Talent,

ohne Alle Rücksicht auf die Arbeit der Lehrer, kommen nun zuerst die Italiener, dann die Franzosen, dann die nördlichen Nationen, auch die Engländer einbegriffen. Der Italiener begreift schnell jede neue Arbeit, zu der man ihn anweist, und findet sich weit leichter in neue Umstände, als Andere; etwas weniger der Franzose. Englische, schweizerische, deutsche und holländische Arbeiter begreifen alle weit langsamer. Der Erfolg der Erziehung und des Unterrichts erscheint, wenn man die Geschicklichkeit allein ins Auge faßt, bei den Engländern am größten, weil sie alle in ganz einzelnen Beschäftigungen sehr gut unterrichtet sind, und darin alle ihre Gedanken sammeln. Aber als Geschäftsleute im Ganzen, mit denen sich ein Unternehmer wird zu umgeben wünschen, sind entschieden die Sachsen und Schweizer vorzuziehen; insbesondere die Sachsen, weil sie eine sehr sorgfältige allgemeine Erziehung genießen, die ihre Fähigkeiten über die Gränzen eines bestimmten Geschäfts erweitert und sie befähiget, nach kurzer Vorbereitung jede Verrichtung, die man ihnen aufträgt, zu besorgen. Arbeitet ein Engländer im Bau von Dampfmaschinen, so versteht er gewöhnlich dieß und nichts weiter; ja nur seine Art von Dampfmaschinen, nicht andere oder verwandte Mechanismen; und er ist meist verlegen, wenn er sich in neue, außergewöhnliche Umstände finden, oder wenn er gar verständliche Aufklärung über seinen Zweig der praktischen Mechanik geben, oder Berichte über seine Leistungen erstatten soll. Der sächsische und jeder andere gebildete Arbeiter, bei gleicher Geschicklichkeit, thut es daher bald dem Engländer zuvor, und kann als Vorarbeiter oder Aufseher verwendet werden. Diese allgemeinere und höhere Brauchbarkeit der gebildeteren Arbeiter hat auch den ersprießlichsten Einfluß auf das sittliche Verhalten derselben. Sie sind mäßig, ihre Vergnügungen sind mehr geistiger Art; sie suchen gebildete Gesellschaft und sind durch ihr Betragen gern in derselben gesehen; sie treiben Musik, sie lesen, machen kleine Reisen aufs Land; sie sind sparsam, und nicht blos für sich, sondern auch mit dem ihnen anvertrauten Vermögen des Fabrikherren, und durch all dieses ehrenwerth und verlässig. Der Mangel an Bildung mit seinen übeln Wirkungen tritt am deutlichsten hervor bei den Italienern, die, trotz ihrer natürlichen Ueberlegenheit in der Auffassung und Ausführung jeder neuen Arbeit, doch die schlechtesten unter allen Arbeitern sind. In ihrem Denken zeigt sich, wahrscheinlich wegen fehlenden Unterrichts, keinerlei Zusammenhang, keine Fähigkeit, eine Reihe von Beobachtungen zusammenzustellen und daraus gesunde Schlüsse zu ziehen. Dies sieht man selbst in ihrer Handarbeit. Eine einzelne einfache Verrichtung führen Italiener geschickt aus. Haben sie aber eine Anzahl von Operationen vor sich, so ist Verwirrung überall, und sie leisten, ohne scharfe Aufsicht, vergleichungsweise wenig. Als Beispiel dient die Baumwollenspinnerei in Neapel. Im Jahr 1830, wenige Jahre nach deren Einführung daselbst, lieferte ein italienischer Spinner schon so viel als der beste englische, und doch konnte bis jetzt noch kein Einheimischer dort zum Aufseher auch nur eines Saales gebraucht werden; die Aufseher sind vielmehr alle Nordländer, die, obwohl weniger begabt von Natur, doch durch Erziehung zu einem höheren Grade von geistiger Ordnung und Entwicklung gelangt sind. Schottländer kommen meist auf dem Continent besser fort, als Engländer, was wohl nur ihrer gründlicheren Bildung zuzuschreiben ist. Sie sind verträglicher; da sie ihre eigene Sprache gut verstehen, so erlernen sie meist fremde Sprachen leicht; sie lesen gerne und suchen sich überhaupt so zu bilden, daß sie in anständiger Gesellschaft Zutritt erhalten. Wiewohl als Arbeiter durch ihre spezielle Ausbildung meist geschickter, kommen sie indeß doch

den Norddeutschen und Sachsen an allgemeinen Kenntnissen und gesellschaftlicher Bildung nicht gleich. Holländer verwendet das Haus Escher vornehmlich im Schiffbau. Sie sind, wie die englischen Arbeiter, nur in einem ganz bestimmten Geschäft geübt; aber ihre Erziehung ist besser. Es ist eine Erziehung zur Wirthschaftlichkeit und zum ehrenhaften Betragen im Hause wie im Leben und so haben sie sich denn auch in den Unternehmungen des Hauses Escher als sparsame, geordnete, verlässige Männer gezeigt. Die englischen Arbeiter dagegen, wiewohl die geschicktesten in der einzelnen Art von Arbeit, die sie erlernt haben, sind in ihrem Betragen die wenigst geregelten und ehrenhaften, die ausschweifendsten und unzuverlässigsten aller Arbeiter.

Diese Schilderung bezieht sich aber nur auf die große Zahl der englischen Arbeiter ohne Bildung.

Während ein Sachse oder Schweizer als Vorarbeiter bei etwas niedrigerem Lohne besser lebt, sich besser kleidet und anständige Gesellschaft besucht, legt er wohl ein Sechstel seiner Einnahme zurück. Jene englischen Arbeiter aber leben in jeder Beziehung schlechter und ersparen nichts, so daß sie, wenn ihnen Beschäftigung fehlt, in bedrängter Lage sich befinden. Englische Arbeiter solcher Art müssen oft gewechselt werden, was bei gebildeten Arbeitern nicht geschieht.

Daß allein der Mangel an Bildung bei der Mehrzahl der englischen Arbeiter die Schuld jener Verirrungen trägt, erhellet am besten daraus, daß der besser erzogene englische Arbeiter, wie jeder andere, leicht seine Stellung begreift, sein Benehmen darnach einrichtet, und bei gleicher Geschicklichkeit durchaus geordnet und ehrenwerth erscheint.

Bei dem gegenwärtigen Stand der Manufakturen, wo so viel durch Maschinen und Werkzeuge, und immer weniger durch bloße rohe Arbeit geschieht, erlangen geistige Ueberlegenheit, die Fähigkeit zu ordnen, Genauigkeit und gute Aufführung — lauter Eigenschaften, die durch Erziehung und Unterricht entwickelt und erhöht werden — immer größere Wichtigkeit. Und es giebt wohl jetzt wenig einsichtsvolle Fabrikanten, die nicht der Ueberzeugung wären, daß eine Werkstätte desto mehr der besten Arbeit liefere, je mehr sie wohlerzogene und unterrichtete Arbeiter besitzt.

Ganz in ähnlicher Weise bezeugt der Baumwollenmanufakturist Kemson aus Philadelphia, daß englische Arbeiter durch Trunksucht, Widerspenstigkeit und Unverträglichkeit weit hinter den Nordamerikanern zurückstehen, die durch bessere Erziehung einsichtiger, gesitteter und enthaltsamer sind. Welchen Unterschied Erziehung und Bildung unter den englischen Arbeitern selbst zur Folge habe, ist aus den Angaben englischer Fabrikanten zu ersehen. In den Maschinenwerkstätten von William Fairbairn und Comp., die in Manchester 680, in London 400 bis 500 Arbeiter enthalten, sind die schottischen und die nordenglischen Arbeiter, selbst aus ärmern Familien, weil im Elternhause besser erzogen und in den dortigen Schulen besser unterrichtet, in ihrem Betragen geordneter, williger, verträglicher, mäßiger, bessere Familienväter, als die schlechter unterrichteten Arbeiter aus dem übrigen England oder Irland.

Dieß sind denn nicht Versicherungen, sondern Thatsachen, die besser als alle allgemeine Erörterung ins Licht setzen werden, wie klar das wahre Bedürfniß der Gewerbtreibenden erkannt wird, wenn man in zahlreichen technischen Schulen denselben Gelegenheit giebt, jene Ordnung im Denken und jene Kenntnisse zu erwerben, ohne welche bei der gegenwärtigen Entwickelung der Gewerbe selbst ein einfacher Arbeiter nicht bestehen kann, und die zugleich auf den Charakter und das sittliche Verhalten des gewerbtreibenden Standes so bedeutenden Einfluß haben.

Eine Löwenjagd.

Während meines Aufenthaltes in Afrika beim Scheik Abu Hassan, erzählt ein Reisender, wurde einst eines Abends eine Löwenjagd veranstaltet, an der, außer meinem Wirthe und mir, dessen Bruder Ibrahim, zwei edle Beduinen und Abdallah, der gewöhnliche Begleiter und unzertrennliche Freund Abu Hassans, Theil zu nehmen beschlossen hatten. Noch vor Anbruch des folgenden Tages war unsere kleine Jagdgesellschaft versammelt; zwei Kameele, mit Lebensmitteln und Wasser beladen, giengen, geführt von zwei Mohrensklaven, voraus. Wir hatten den ganzen Tag ein Sandmeer durchzogen und mochten bereits eine Strecke von mehrern Stunden beim hellsten Mondschein zurückgelegt haben, als wir eine Gegend erreichten, wo der einförmige Sand der Wüste theils durch hier und da sich erhebende ungeheure Felsblöcke unterbrochen wurde, theils auch dadurch sich mannigfaltiger zeigte, daß die unverkennbaren Spuren von altem Gemäuer und zerbrochenen Säulen an manchen Stellen aus dem Sande hervorragten. Vor Alters soll hier eine große römische Stadt, oder vielmehr ein befestigter Lagerplatz gewesen sein. Hier, versicherten die Neger, seien die Höhlen der Löwen, und wir umstellten daher auf der günstigsten Seite diesen Platz, indem sich ein jeder der Reiter etwa dreihundert Schritte von dem andern entfernt aufstellte.

Von den Löwen hörten wir lange Zeit nichts, bekamen auch keinen zu Gesicht, daher befahl Abu Hassan den Negern, sie sollten in den Höhlungen des Getrümmers, sowie in den Felsklüften nachspüren, ob sie nichts entdecken könnten. Einer der Neger machte den Anführer und ermittelte schnell durch seinen feinen Geruch, mitten in einem Gewölbe, das Lager dieser Thiere. Da er aber nichts von alten Löwen dort entdeckte, stieg er mit raschen Schritten hinab, um nach den Jungen zu suchen. und war auch so glücklich, nach kurzer Frist zwei junge Löwen hervorzubringen. Rasch lief er mit seiner Beute auf uns zu, bestieg eines der Kameele, und rief mit lauter Stimme dem andern Neger zu, sich so schleunig wie möglich aus dem Bereiche der Löwenhöhle zurückzuziehen.

Kaum war dieß geschehen, als zwei der schönsten Gazellen wir in vollem Laufe über den Sand hinweg springen sahen, und von ferne das tiefe donnerähnliche Gebrüll des Löwen vernahmen. Die Gazellen flohen in weitem Kreise der Stelle zu, wo wir Stand hielten, als wollten sie, trotz ihrer angebornen Menschenscheu, in ihrer Noth bei uns Schutz suchen. Kaum hatten diese Thiere unsere Linien durchbrochen, als wir auch eines mächtigen Löwen ansichtig wurden, der mit wildem Toben einhergesprengt kam. Düster funkelten seine großen Augen hinter der buschigen Mähne hervor, und wenn er brüllte, senkte er seinen Kopf zu Boden, so daß es schien, als ob ein tiefer Donner aus den unterirdischen Gräbern der alten Römerburg sich ergösse; unsere Pferde zitterten und schnaubten; die Angst hielt sie an den Boden gefesselt, näher und näher kam der Löwe heran, mit dem Schweife seine Flanken peitschend, gerade auf die Stelle zu, wo Abdallah aufgestellt war. Dieser machte, um dem geraden Angriffe des Löwen zu entgehen, eine rasche Schwenkung, so daß er dicht hinter eines jener Gemäuer zu stehen kam, welche sich wenige Fuß über den Sand erhoben. Der Löwe bemerkte dieß und machte eine jener entsprechende Wendung, kauerte sich sodann in den Sand nieder und gieng knurrend und die Zähne fletschend langsam, aber sprungfertig, gegen das Gemäuer zu. Jetzt war der Augenblick, wo Abdallah den Löwen tödtlich treffen mußte, oder in Gefahr kam, von ihm zerrissen zu werden. Er schleuderte seinen Wurfspieß auf ihn ab, ritzte ihm aber, anstatt ihn in das Herz zu treffen, nur die Seite, denn der Löwe

hatte in demselben Augenblicke sich enger zu-zusammengezogen, um den Sprung auf seinen Feind zu wagen. Im nächsten Augenblicke führte er auch diesen Sprung aus, und zwar mit solcher Kraft und Gewandtheit, daß er nicht nur mit einem Satze über das Gemäuer flog, sondern auch das Pferd Abdallahs mit den Zähnen an der Kehle gepackt hatte; nur die größte Besonnenheit rettete diesen. Während sein Pferd sich in Schmerz und Verzweiflung wüthend bäumte, schoß er dem Löwen eine Pistolenkugel so sicher in die Kehle, daß sie den untern Theil der Zunge durchbohrte, und zum Hinterhaupte hinausfuhr. Abdallah selbst aber fiel, während sich der Löwe blutend am Boden wälzte, durch das jähe Bäumen des erschreckten Pferdes zu Boden.

Ich selbst war gegen meinen Willen ein müssiger Beobachter dieser ganzen und der folgenden Scenen geworden, denn an Abdallahs linker Seite, etwa zweihundert Schritte von ihm aufgestellt, wollte ich ihm bei Annäherung des Löwen schleunigst zu Hülfe eilen, und spornte deßhalb mein Pferd zum schnellsten Lauf, in der Hast aber übersah ich einige Steintrümmer, so auf meinem Wege lagen, lenkte mein Pferd beim Hinwegsetzen über diese Hindernisse deßhalb nicht geschickt genug, und befand mich, ehe ich mich dessen versah, so unsanft hinter ein Säulenstück zu Boden geworfen, daß ich für die nächste Viertelstunde nicht aufzustehen fähig war, dafür aber um so besser den interessanten Scenen dieser Jagd zusehen konnte.

Alles war das Werk weniger Minuten gewesen. Mittlerweile aber war die Löwin herangekommen, welche ihren Gemahl auf der Jagd begleitet hatte. Sei es nun, daß sie auf Raub begieriger war, als jener selbst, sei es, daß sie ihre Jungen, welche der Neger bereits auf sein Kameel gerettet hatte, in der Ferne witterte — ihr Angriff übertraf den des Löwen an Wuth und Ungestüm bei weitem; sie machte es nicht, wie es sonst die Gewohnheit der Katzenarten ist, daß sie sich erst auf den Boden hinkauerte, um zum Sprunge sich bereit zu halten, sondern sie sprang in dem Augenblicke, wo der Löwe in den letzten Zuckungen am Boden lag, mit einem ungeheuern Satze über das Gemäuer.

Abdallah selbst wäre nun sicher verloren gewesen, denn sein Leben hing an einem einzigen unsichern Pistolenschuß, wenn nicht während dieses ganzen Vorganges ihm Alle zu Hülfe geeilt wären. Am nächsten hinter ihm war der Neger, welcher die jungen Löwen geraubt hatte; von seinem Kameele aus war es ihm leicht, die ganze Gefahr zu überschauen, und deßhalb trieb er nun sein Thier an, um dem Freunde seines Gebieters zu Hülfe zu eilen. Waffen hatte er zwar nicht, allein die sicherste Entwaffnung der Löwin däuchte ihm die Preisgebung eines der Jungen, damit sie mit diesem nach ihrem Lager zurückkehre. In dem nämlichen Augenblicke aber, als er, um dieses auszuführen, herangeritten war, kam auch Abu Hassan und sein Bruder Ibrahim, und in weiterer Entfernung zugleich die beiden Beduinen, gefolgt von noch zwei Andern, auf den Jagdschauplatz. Das Ganze gewährte nun ein großartiges Bild, der Löwe wälzte sich blutend auf dem Boden, und beinahe über ihn weg setzte die Löwin, im Begriff, Abdallah, der sein Pistol auf sie abdrückt, zu zerreißen; aus der Ferne schoß einer der Beduinen seine Büchse auf die Löwin ab, und der muthige Neger war im Begriff, das eine Junge hinunterzuwerfen, Ibrahim wollte schießen, allein sein scheu gewordenes Pferd machte eine Seitenflucht und riß den Reiter mit sich fort. Abu Hassan war der Besonnenste, mit fester Hand zügelte er sein Pferd und schwang die Lanze auf das Thier, um es, falls Abdallahs Pistole und des Beduinen Büchse ihr Ziel fehlen

sollten, tödtlich zu treffen. Also geschah es auch. Abdallahs sonst so feste Hand verfehlte ihr Ziel und verletzte nur den Unterkiefer der wüthenden Bestie. Nicht besser ergieng es dem Beduinen, dessen Kugel die Löwin nur am Rücken streifte; aber in demselben Momente schleuderte Abu Hassan seinen Speer der Löwin so kräftig in den untern Theil des Halses, daß die Spitze das Herz durchbohrte und an der untern Seite der Brust hervordrang. Die Löwin stürzte todt auf Abdallah nieder, und neben ihr winselte ihr Junges, das der Neger während des Kampfes hinabgeschleudert hatte.

So endigte der Kampf mit diesem Löwenpaar, in welchem Abu Hassan durch seine ritterliche Entschlossenheit seinem Freunde Abdallah das Leben gerettet hatte.

Fröhlich und heitern Sinnes zogen wir nach Hause; der muthige Abdallah war mit dem Schreck und ich mit einer tüchtigen Quetschung davon gekommen.

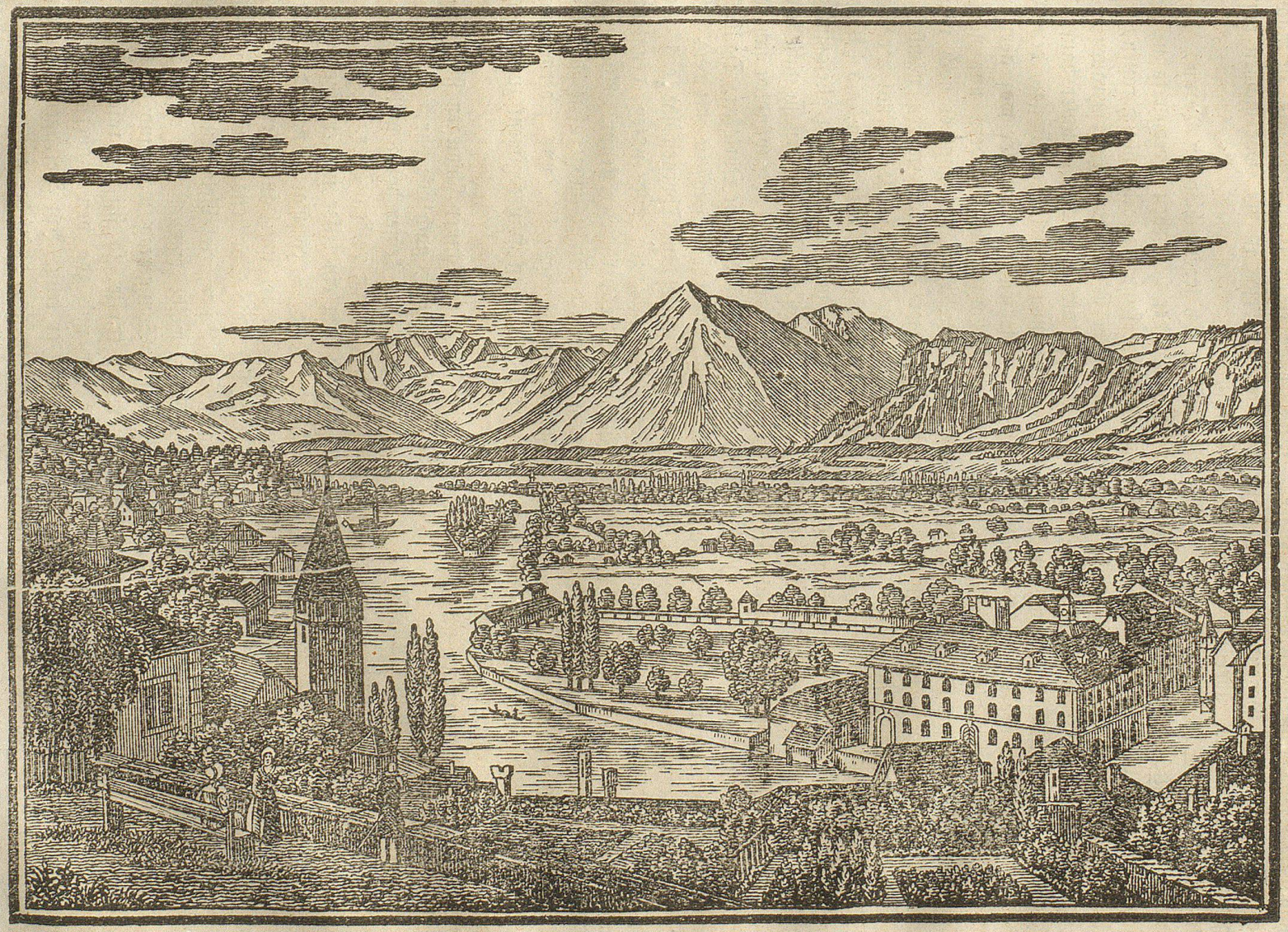
Ungeheurer Gasthof in London.

Im Jahr 1843 soll zu London der größte in der Welt bekannte Gasthof eröffnet werden. Der Grund ist bereits angekauft. Die darauf stehenden alten Gebäude, 26 an der Zahl, werden niedergerissen, und dann soll eine kleine Stadt für Reisende aus dem Boden erstehen, wie Niemand leicht in Europa sich eine solche träumen mag. Der Gasthof soll in zwölf besondere Gebäude geschieden und jeder Theil für eine andere Nation eingerichtet werden. Der erste Theil ist bestimmt für Amerikaner, der zweite für Franzosen, der dritte für Deutsche, der vierte für Holländer, der fünfte für Russen u. s. w. Es wird dafür gesorgt, daß jede Nation ihre eigene Küche und Köche haben und durch Landsleute bedient werden soll; auch wird jede Nation ihre eigenen Aerzte und ihre besondern Lesezimmer erhalten. Es ist jedoch Niemand verwehrt, auch von den Einrichtungen für die Reisenden anderer Völker Gebrauch zu machen. Nach einer oberflächlichen Berechnung wird dieses Gasthaus, das den Namen „Welthaus" führen soll und von einer Aktiengesellschaft betrieben wird, auf fünf und eine halbe Million Gulden zu stehen kommen. Der Herr Dopsin, ein Amerikaner, der Herr Abraham Schmidt, ein Deutscher, und der Herr Aron Doffles, ein Holländer, sind die Unternehmer.

Verhältnißmäßige Reiseschnelligkeit.

Im 16. Jahrhundert brauchte man wenigstens 14 Tage, gewöhnlich aber 3 Wochen, um zu Lande die Strecke von Basel nach Straßburg, oder umgekehrt, zurückzulegen. Im 17. Jahrhundert verwendete man dazu nur 6 bis 8 Tage. Im 18. Jahrhundert konnte man schon binnen 4 bis 5 Tagen von einer dieser Städte zur andern gelangen. Zu Anfang unsers Jahrhunderts machte man die Reise in dritthalb Tagen, 1813 in anderthalb Tagen, 1840 in 20 Stunden und 1841 in 5 Stunden (auf der Eisenbahn). Vielleicht wird man in 20 Jahren dieselbe Strecke in anderthalb Stunden und zu Ende unsers Jahrhunderts, mit Hülfe der Luftschiffe und eines guten Windes, vielleicht in einer halben Stunde zurücklegen. Die Entfernung dieser beiden Städte von einander beträgt 24 Schweizerstunden. — Zur schnellen Beförderung von Nachrichten bedient man sich in neuerer Zeit wieder häufig der Taubenpost. Man hat berechnet, daß eine Brieftaube 30 Wegstunden in einer Stunde zurücklegen kann. Dem Menschen stehen aber noch Kräfte zu Gebote, vermöge deren er sich ungleich schneller als durch Taubenflügel seinesgleichen mittheilen kann; denn schon der Schall der Menschenworte durchläuft in einer Sekunde 1022 Fuß, eine Nachricht aber, die man sich durch ein Feuersignal giebt, erfährt man noch schneller, denn der Lichtstrahl durchdringt in jeder Sekunde einen Raum von 41,000 Meilen.

Thun.



Thun, die schöne Pforte des Berner Oberlandes, liegt in einer Gegend voll lieblicher Manigfaltigkeit, die sich über die Flächen des Mittellandes nach Süden bis in die Berner Alpen mit vortrefflichem Anbau am Thunersee hinzieht. Die Stadt liegt eine Viertelstunde nördlich vom See, an dessen schiffbarem Ausfluß, da, wo die Aare eine Insel bildet, auf welcher der Stadttheil Bellitz steht; im Osten erhebt sich gleich über der Stadt ein circa 50 Fuß hoher Hügel, der die Pfarrkirche, das Schloß und neben diesem die bereits 7 Jahrhunderten trotzende Burg trägt und von wo aus man eine der lieblichsten Fernsichten genießt. Durch den Schloßhügel und die Aare beengt, zieht sich die Stadt schmal eine Viertelstunde lang am Flusse hin, über dessen beide Arme 4 hölzerne, bedeckte Brücken führen. Die Einwohnerzahl Thuns wird auf 4,900 angegeben. Der starke Durchzug von Fremden fast aller Nationen und die eidgenössische Militärschule geben dem Orte in der schönen Jahreszeit ungemein viel Leben. Durch den letzthin erfolgten Ankauf der Thunerallmende für die Eidsgenossenschaft gewinnt derselbe noch mehr an Bedeutung, da nun die eidsgenössischen Uebungslager, wie letzten Spätsommer, so meistens auch künftig dahin werden verlegt werden.

Von Weibern und Männern.

Davon ließe sich, wie von Krieg und Frieden, bekanntlich gar viel reden. Hier solls nur eine Geschichte sein. Ob der Leser einen Spiegel draus machen will, das kann er halten, wie er will, und geht uns weiter nicht an.

Ich kam in eine Stadt, da war ein Thurm, der hieß der rothe. Der rothe Thurm hatte ein großes Thorgewölbe und in dem Thorgewölbe war links, wenn man hineingeht, eine steinerne Tafel in der Mauer angebracht und auf der Tafel stand die Inschrift, die ich mir abgeschrieben habe und die der Leser hier haben kann, ohne einen krummen Hals zu machen, den ich beim Lesen in der Höhe machen mußte. Hier ist sie:

Befind't sich irgend hier ein Mann,
Der mit der Wahrheit sprechen kann,
Daß ihm seine Heirath nicht gerauen,
Und furcht sich nit vor seiner Frauen:
Der mag diesen Backen herunter hauen.

Ich sah mich natürlich gleich nach dem Baken in der letzten Zeile um. Er war aber nicht mehr im Thorgewölbe, sondern nur noch in der Geschichte. Aber da hängt er noch immer. Die Bewohner der Stadt waren nämlich vor alter Zeit, wir wissen nicht, ob mit der Wahrheit, in das Geschrei gekommen, als hätten sie pur Weiberregiment und ständen allesammt unter dem Pantoffel. Das wollten sie nicht leiden, nämlich das Geschrei, und wandten sich deßhalb um Abhülfe an ihre Obrigkeit. Da ließ der Magistrat eine rohe Speckseite mit dem Schinken daran unter dem Thorgewölbe des rothen Thurmes aufhängen und unten drunter die Inschrift, die der Leser kennt. Auch wurde durch die ganze Stadt ausgerufen, daß dieses Zeichen aufgehangen sei, und jedermänniglich aufgefordert, sein Hausregiment zu dokumentiren. Allein —

Allein die Männer schwiegen still
Und duckten, nach wie vor,
Den Backen keiner holen will,
Er blieb am rothen Thor.

Endlich kam ein kecker junger Ehemann, der sich einbildete — es waren noch die Flitterwochen — er sei im Hause Herr. Kecklich erbot er sich, die Speckseite herunter zu holen, nahm eine Leiter, rief viele Zeugen und klomm im Thorgewölbe empor. Da es aber gerade ein heißer Sommertag war und die Speckseite ein wenig triefte, so stieg er rasch wieder von der Leiter und zog den saubern neuen Rock aus, den er trug. Auf Befragen, warum er denn seinen Rock ausziehe, antwortete er: „Ei,

wenn ich ihn unsauber mache und heim komme, so möchte ich von meiner Frau übel gescholten werden!" — Da brach alsbald ein groß Gelächter unter den Zuschauern aus. Sie sahen, daß er ein Pantoffelreiter und ein Aufschneider war, stießen ihn mit einigen trocknen ungeräucherten Rippenstücken von der Leiter weg und litten nicht, daß er den Backen hole.

Alte Inschriften verbleichen. Aber obgleich die Männer im Städtlein vom Zahne der Zeit Aehnliches hofften, hat sich doch wunderbar genug die Inschrift am rothen Thurm leidlich frisch und schwarz erhalten bis auf diesen Tag. Und als kürzlich der wohlweise Rath den Beschluß faßte, das Wahrzeichen mit Kalk zu überweißen, schüttelte der Rathsmaurermeister, der auch ein Ehemann war, den Kopf, und als am andern Tag der Bürgermeister wieder aufs Rathhaus kam, war der unterdeß zu Hause auch anderer Meinung worden.

Das wohlfeile Mittagessen.

Es ist ein altes Sprichwort: „Wer Andern eine Grube gräbt, fällt selber drein;" aber der Löwenwirth in einem gewissen Städtlein war schon vorher darin. Zu diesem kam ein wohlgekleideter Gast. Kurz und trotzig verlangte er für sein Geld eine gute Fleischsuppe. Hierauf forderte er auch ein Stück Rindfleisch und ein Gemüse für sein Geld. Der Wirth fragte ganz höflich, ob ihm nicht auch ein Glas Wein beliebe? „O freilich ja," erwiederte der Gast, „wenn ich etwas Gutes haben kann für mein Geld." Nachdem er sich Alles wohl hatte schmecken lassen, zog er einen abgeschliffenen Sechser aus der Tasche und sagte: „Hier, Herr Wirth, ist mein Geld." Der Wirth sagte: „Was soll das heißen? Seid Ihr mir nicht einen Thaler schuldig? Der Gast erwiederte: „Ich habe für keinen Thaler Speise von Euch verlangt, sondern für mein Geld. Mehr hab ich nicht. Habt Ihr mir zu viel dafür gegeben, so ist's Eure Schuld." — Dieser Einfall war eigentlich nicht weit her. Es gehörte nur Unverschämtheit dazu und ein unbekümmertes Gemüth, wie es am Ende ablaufen werde. Aber das Beste kommt noch. „Ihr seid ein durchtriebener Schalk," erwiederte der Wirth, „und hättet wohl etwas Anderes verdient. Aber ich schenke Euch das Mittagessen und hier noch ein Vierundzwanzigkreuzerstück dazu. Nur seid stille zur Sache, und geht zu meinem Nachbar, dem Bärenwirth, und macht es ihm eben so." Das sagte er, weil er mit seinem Nachbar, dem Bärenwirth, aus Brodneid in Unfrieden lebte, und einer dem andern jeglichen Tort und Schimpf gern anthat und erwiederte. Aber der schlaue Gast griff lächelnd mit der einen Hand nach dem angebotenen Gelde, mit der andern vorsichtig nach der Thüre, wünschte dem Wirth einen guten Abend, und sagte: „Bei Euerm Nachbar, dem Bärenwirth, bin ich schon gewesen, und eben der hat mich zu Euch geschickt und kein Anderer."

So waren im Grunde Beide hintergangen und der Dritte hatte den Nutzen davon. Aber der listige Kunde hätte sich noch obendrein einen schönen Dank von Beiden verdient, wenn sie eine gute Lehre daraus gezogen, und sich miteinander ausgesöhnt hätten. Denn Frieden ernährt, aber Unfrieden verzehrt.

Ein verdächtiges Lob.

In einem Städtchen war ein Kerl wegen allerhand Zauberkünsten, die er ausgeübt haben sollte, vor den Richter gezogen. Wißt ihr, daß ihr höchst strafbar seid? fragte der Letztere; ihr treibt lauter Teufelskünste, die ganze Stadt behauptet, ihr wäret ein Hexenmeister. — Ei, wenn man sich an das Stadtgerede kehren wollte! erwiederte der Beklagte, von euch, Herr Richter, spricht man auch allerlei. Und was wäre das? fragte auffahrend der Richter. Ei, von euch sagt die ganze Stadt ihr wäret gerade kein Hexenmeister, lautete die Antwort.

Tscherkessen und andere Bewohner des Kaukasus.

Seit zehn Jahren hat Rußland Alles aufgeboten, um die Tscherkessen und Abchasen, die tapfern Bewohner eines Theils des Kaukasusgebirges, seiner Herrschaft zu unterwerfen. Mehr als zehn Feldzüge wurden vergebens gegen sie unternommen. Von der Pforte, ihrem ehemaligen Schutzherrn, wurden sie zwar verlassen, man hatte für ihre Bestrebungen nur fromme Wünsche; die Nation ward aber durch einzelne englische Abentheurer in ihrem Widerstande gegen Rußland befestigt, mit Waffen und Munition versehen.

Es fehlte den russischen Truppen weder an Muth noch an Ausdauer, aber die natürliche Beschaffenheit des Kampfplatzes und die kriegerischen Eigenschaften seiner Bewohner setzen einem jeden Feinde beinahe unübersteigliche Hindernisse entgegen. Die Tscherkessen, so wie alle andern Stämme des Kaukasus, vermeiden so viel als möglich ein allgemeines Treffen; sie unternehmen blos in kleinen Partheien Streifzüge. Der Führer des Zuges reitet voran, einige Wachen zur Seite, die übrige Menge theilt sich in kleine Haufen und reitet frei und ungebunden hintenher; es herrscht die tiefste Stille, kein Wort wird gesprochen. Legt der Führer den Finger auf den Mund, so bleibt die ganze Schaar stehen; deutet er auf die Erde, so springt sie schnell von den Pferden; winkt er, so sprengen sie im größten Galopp zu ihm heran, seiner Befehle gewärtig. Bemerkt der Führer einen Gegenstand, der ihn zweifelhaft dünkt, oder nähert man sich dem Ziele des Rittes, so besteigt er eilenden Fußes einen Hügel, um die Landschaft auszukundschaften. Erblickt er irgendwo Leute, so wirft er wohl seine Kappe oder seinen Helm in die Höhe, legt sich auf den Bauch, und rollt den Hügel hinab, um den wachsamen Feind glauben zu machen, es habe sich in der Ferne blos ein Vogel erhoben. Bei der Nacht schließen sich die Reiter eng an einander an, aus Furcht, es möchte einer der Schaar sich verirren. Der Anführer reitet in der Entfernung von einigen hundert Schritten dem Zuge voran, achtet mit dem gespannten Gewehre auf das geringste Geräusch und wendet kein Auge von den Ohren seines Pferdes. Ein dumpfes Pfeiffen richtet die Bewegungen der ganzen Schaar. Einzelne Wachen haben den Auftrag, sich von Zeit zu Zeit niederzulegen, das Ohr fest an die Erde gedrückt, um auf jedes Geräusch in der Ferne zu lauern. Die Bergbewohner sind von feinem Gehör, so daß sie den Tritt der verschiedenen Thiere genau zu unterscheiden vermögen. Die Führer sind aber durchgängig sehr gewandte und aufmerksame Leute; sie erhalten auch, wenn der Ritt gelingt, die Hälfte der Beute. Während einer hellen Nacht richtet man sich nach dem Polarsterne, nach dem kleinen und großen Bären; das Nebengestirn der Leier zeigt ihnen die Stunden an. Ist der Himmel mit Wolken bedeckt, so bewegt sich der Zug nach einem Kompaß, den der Anführer gewöhnlich bei sich trägt. Ist dies nicht der Fall, so besteigt er eine Erhöhung, steckt die Hand in den Busen, um sie zu erwärmen, zieht sie dann plötzlich heraus und wendet sie nach allen Seiten. Die kälteste bezeichnet den Norden; auf diese Weise wissen sie gewöhnlich mit bewundernswürdiger Genauigkeit die Richtung anzugeben. Zerstreute ein dichter Nebel die Schaaren, dann dienen ihnen die Funken, die mit einem Feuerstahle geschlagen werden, als Zeichen der Vereinigung. Es gab Fälle, wo die russischen Vorposten, vom Nebel umhüllt, in den Ebenen wie auf den Höhen plötzlich einen Feuerglanz bemerkten; es wurden Hunderte von Funken auf einem weiten Umkreise sichtbar. Die Vorposten schrieen: es kommen die Räuber! Die ganze Mannschaft trat unter Gewehr, und es fielen plötzlich die Schüsse von allen Seiten.

Gleich beim Beginnen des Krieges hatten die Russen die Absicht das ganze Land der

Tscherkessen vermittelst militärischer Linien zu durchschneiden, diese Linien dann mit Schanzen zu versehen und dadurch die Stämme von einander zu trennen, damit sie einzeln desto leichter unterworfen werden möchten. Man sucht ihnen auch alle Zufuhr auf dem Meere, so wie jede andere Verbindung mit den auswärtigen Mächten abzuschneiden, sie sollten ihre Bedürfnisse blos von den Russen erhalten. Es ward zu diesem Endzwecke den fremden Schiffen das Landen an der tscherkessischen Küste untersagt und allen Regierungen hievon offiziell die Mittheilung gemacht. Russische Schiffe kreuzten immerdar längs den Küsten. Es wurden auch in der That im Laufe der letzten fünf Jahre mehrere türkische Schiffe, welche nach Tscherkessien segeln wollten, und auch ein englisches, das sich die Füchsin nannte, weggenommen. Feldmarschall Fürst Paskewitsch war der Erste, welcher im Jahre 1830 sein Glück auch gegen die Tscherkessen versuchte. Man hoffte damals noch, die Tscherkessen würden sich, wenn sie sähen, daß die Macht, die vor Kurzem Persien und die Pforte demüthigte, gegen sie anrücke, von Schrecken ergriffen, alsbald die Waffen strecken und sich freiwillig unterwerfen. Man täuschte sich. Der kriegerische Muth der Bergbewohner erstarkte vielmehr in der Gefahr; die Russen wurden mit großem Verluste zurückgeschlagen. General Emanuel und Baron Rosen, welche nach Paskewitsch die Armee des Kaukasus befehligten, waren nicht minder unglücklich. General Williamnoff, früher Chef des Generalstabes unter Fermoloff, leitete in den Jahren 1834, 1835 und 1836 die Feldzüge gegen die Tscherkessen; er hatte den Auftrag, eine Militärstraße von Anapa nach Ekatharinadorf quer durch das feindliche Land anzulegen. Es wurden — das einzige Resultat aller der großen Anstrengungen während dieser drei Jahre — auf dem linken Kubanufer einige Verschanzungen aufgeworfen, aber nicht ohne bedeutenden Verlust von Seite der Russen, namentlich an Offizieren. Es ist nämlich der vorherrschende Charakter des Krieges in diesen Gegenden das Tirailleurgefecht. Die Offiziere, welche in der Kette den Gang desselben leiten, und die ihre Kleidung schon von ferne kennbar macht, sind für die Tscherkessen die vorzüglichsten Zielpunkte und daher den feindlichen Kugeln am meisten ausgesetzt. In neuester Zeit unterscheiden sich deßhalb die Offiziere in ihren Uniformen vor den Soldaten nicht mehr. Die Zahl der getödeten oder verwundeten Anführer ist aus diesem Grunde verhältnißmäßig immer größer, als jene der Gemeinen. Man konnte sich im Lande der Feinde nicht behaupten und mußte sich beim Beginne der schlechten Jahreszeit, gegen Mitte des Monats November, immer wieder gegen den Kuban zurückziehen. Nicht minder unglücklich sind die spätern Feldzüge im Ganzen abgelaufen, wenn man auch zuweilen einzelne Vortheile erfocht. Auch den letzten Feldzug, im Herbst 1841, haben die Tscherkessen wieder siegreich und glücklich überstanden und derselbe lief für die Russen sehr unglücklich ab. Der russische General Anrep machte sich im Oktober mit 12,000 Mann auf, wurde in einem Engpasse von dem Feinde überfallen und gänzlich geschlagen. — Der Kriegsrath, welcher letztes Frühjahr auf Befehl Sr. Maj. des Kaisers Nikolaus zusammenberufen worden, um über einen Feldzugsplan gegen die widerspenstigen Stämme im Kaukasus zu berathen, hat sich für einen Operationsplan in großartigem Maßstab entschieden. Dem zufolge wird die Linie am rechten Ufer des Gränzflusses Kuban eine bedeutende Truppenvermehrung erhalten, und es sollen von verschiedenen Punkten Expeditionen gegen die Distrikte Schapsuk und Psaduk, wo sich der Hauptwiderstand konzentrirt hält, aufbrechen, während im Süden eine andere Kolonne von Gagra

oder Sutscha aus gegen die Abchasen operiren wird. Der Kriegsminister, Fürst Czernitscheff, der bereits nach dem Kaukasus unterwegs ist, wird in eigener Person das Oberkommando während des nächsten Feldzugs übernehmen. Wohlunterrichtete Männer, welche das Terrain des gegenwärtigen Kriegschauplatzes und die Kampfweise der Tscherkessen kennen, sind der Meinung, daß großartige Kriegsoperationen gegen die Gebirgsstämme viel mehr Opfer kosten und nicht größere Resultate haben werden, als das in den letzten Jahren befolgte System der Absperrung des Gebirges. Die Bevölkerung Tscherkessiens, der beiden Kabardah und Abchasiens zusammen soll etwa ein und eine halbe Million betragen. Von den tapfern Tscherkessen können kleine Völker, die ein günstiges, durchschnittenes Terrain (Bodenlage) für sich besitzen, wie die Schweizer, am besten die Unabhängigkeitskriege erlernen.

Die Speisenfabrik zu Leith.

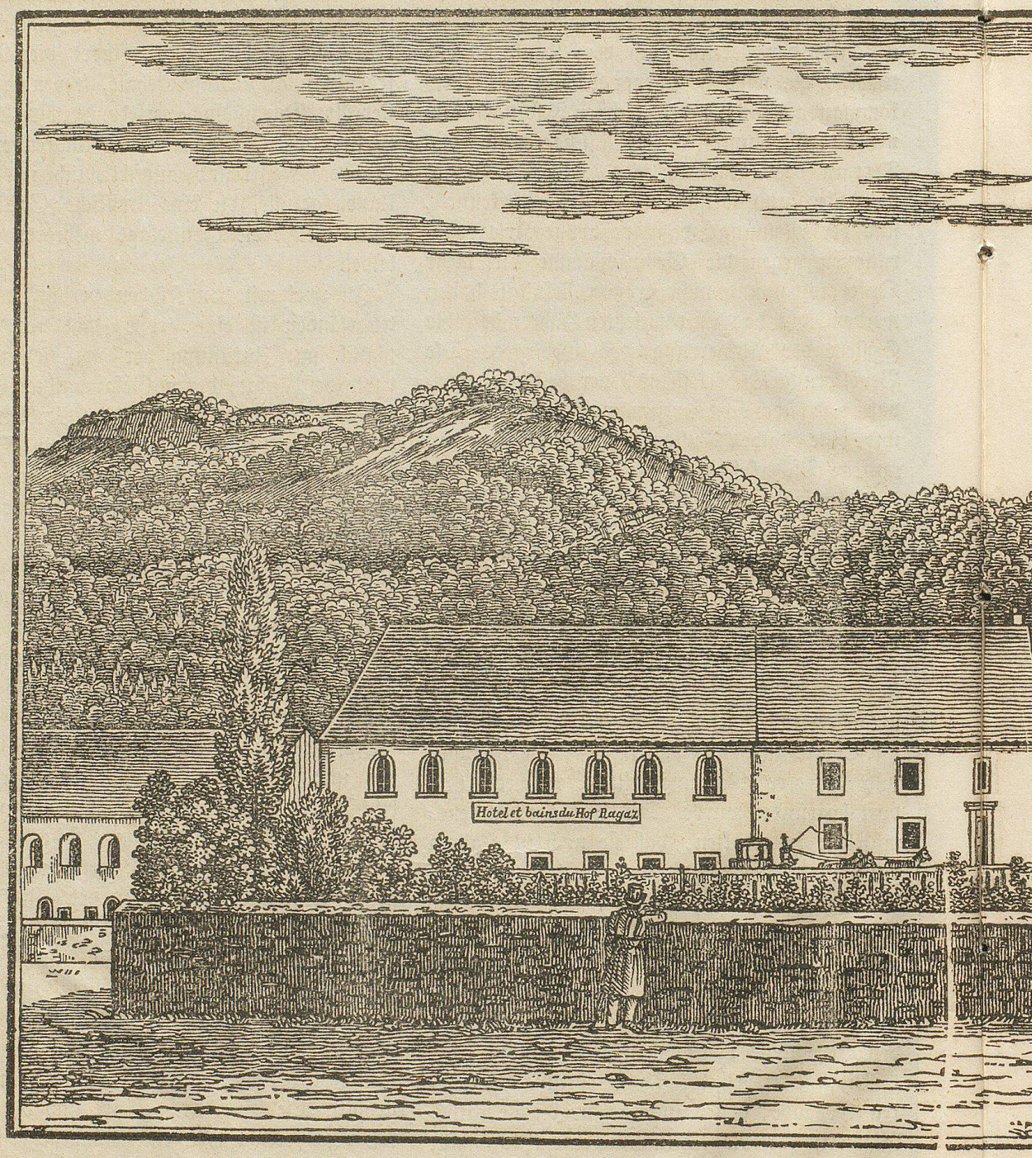
Zu den größten Merkwürdigkeiten der Hafenstadt Leith, in Schottland, gehört das großartige Etablissement der Herren John, Gillon und Comp. zur Aufbewahrung frischen Fleisches und anderer Nahrungsmittel, welches 1838 dort begründet wurde. Die Aufgabe, Lebensmittel so zu erhalten, daß sie noch in Jahren ganz unverändert sind und frisch nach allen Welttheilen kommen, wird hier nicht etwa durch die bekannten Prozesse des Einmachens, Einpöckelns, Räucherns u. s. w. gelöst, sondern dadurch, daß die betreffenden Substanzen vor aller Berührung der Luft nach dem Zeitpunkte des Verpackens vollkommen gesichert sind.

Die Anstalt befindet sich in einem ausgedehnten Gebäude, dessen untere Flur die Vorrathskammern für die Victualien enthält und für jeden Stoff einen besondern Raum zur Reinigung, die z. B. bei den Rindsklauen 40 Hände beschäftiget. Das erste Stockwerk ist eine fortlaufende Reihe riesenmäßiger Küchen, die in Folge geschickt angebrachter Zuglöcher stets reine Luft haben. Man findet hier 9 Kessel, jeder von 400 Maß Gehalt, inwendig mit einer Art Durchschlag versehen, in welchen das Fleisch liegt, so daß es nie anbrennen kann. Mehrere Kessel sind ausschließlich mit Rindsklauen gefüllt, die eine treffliche Gallerte liefern, welche die Grundlage mehrerer Suppen bildet.

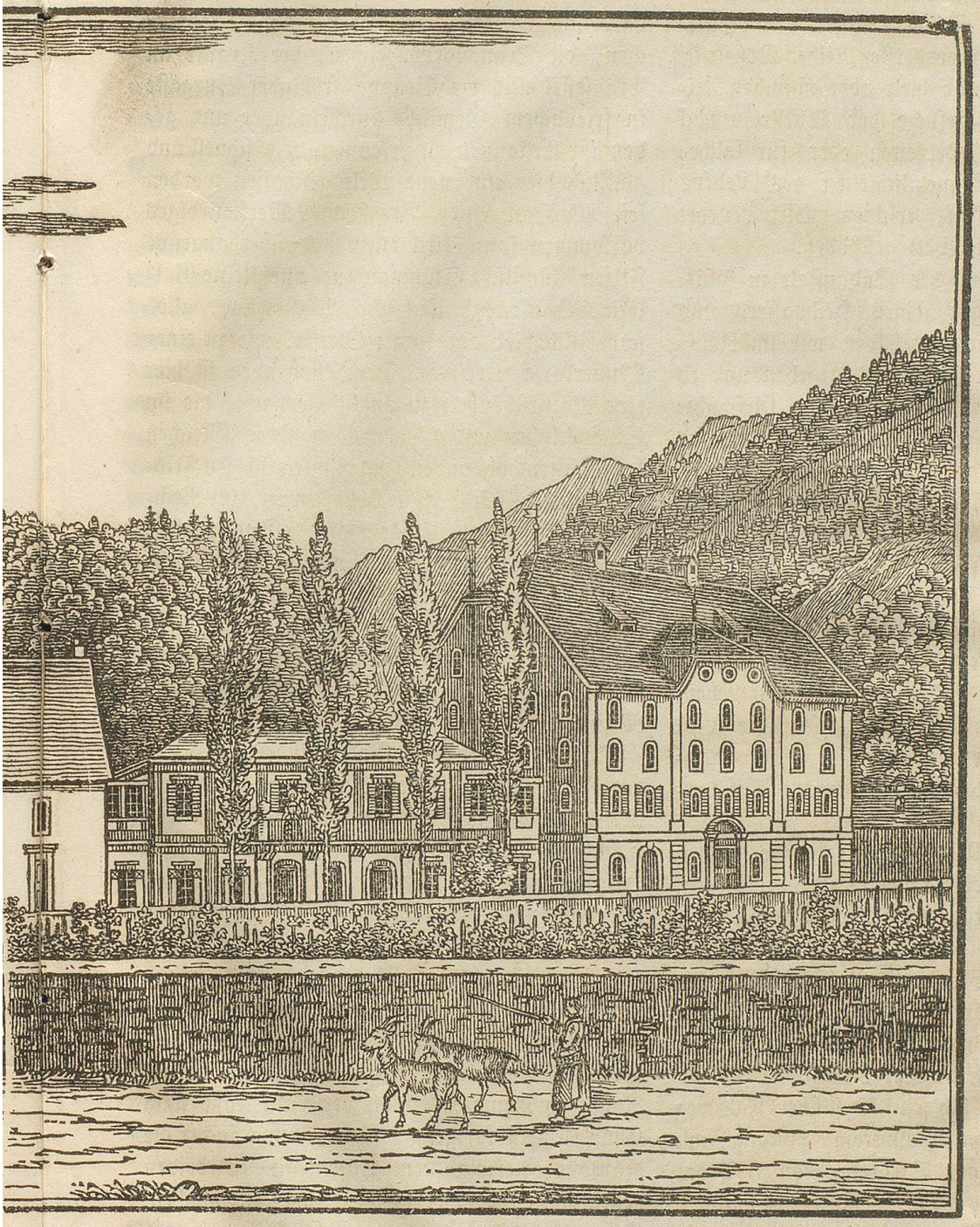
In zwei mit den Küchen verbundenen Seitengeländen ist eine große Zahl von Frauen täglich mit Zurüstung der verschiedenen Gerichte beschäftigt, deren Gesammtliste 90 Nummern zählt. Ungeheuer ist der Verbrauch von gelben und weißen Rüben, die in Ostindien nicht wachsen. Besondere Erwähnung verdient das Schöps- und Rindfleisch, das von allen Knochen und Knöchelchen befreit, in Portionen von 2 bis 6 Pfund an zahllosen Bratspießen eigenthümlicher Art vor hohen Glutfeuern geröstet wird, ferner die unter dem Namen beef-tea bekannte, zu fester Substanz eingekochte Brühe, ungemein stärkend und nahrhaft und daher besonders für Genesende geeignet.

Im Hofe sind 10 Werkstätten für 30 Klempner und 10 Lehrburschen, welche die Blechbüchsen fertigen. Von diesen werden nur diejenigen, die zur Versendung frischer Häringe dienen, muldelförmig, alle übrigen aber rund gearbeitet, und zwar von der Größe einer Tabacksdose bis zu der eines Hutes. Sind die Büchsen gefüllt, so werden sie durch aufgelöthete Deckel luftdicht verschlossen, zum Schutze gegen Feuchtigkeit lakirt und mit Ettiquetten versehen, dann gleich Weinflaschen in Gewölben aufgespeichert und zur Ausfuhr in Fässer gepackt. Die Güte der Waare und die Mässigkeit der Preise haben einen ungeheuern Absatz zur Folge gehabt, denn es werden täglich 800 bis 1000 Büchsen gefüllt, ohne daß jemals ein namhafter Vorrath vorhanden ist.

Hof Ragaz.



Ragaz.



Das Bad zu Pfäffers erscheint in den Reisebeschreibungen der Schweiz unter den Naturmerkwürdigkeiten in vorderster Reihe. Der steile, beschwerliche Bergpfad hielt aber manchen Reisenden von dem Besuche der Quelle zurück und für ängstliche Personen oder für solche, die angewöhnte Bequemlichkeiten des Lebens nicht gerne vermissen, erschien dieser Kurort gleichsam außer die Welt geschoben.

Eine Beschreibung der Badanstalt zu Pfäffers, der Wirkungen seines Heilwassers und des Gebrauches der Cur haben wir im Jahrgang 1838 dieses Kalenders gegeben und es bleibt uns nur noch die seitherige Geschichte dieses Bades und die Verbindung des Hofes Ragaz mit demselben zu beschreiben übrig.

Das Kloster Pfäffers war bekanntlich früher Besitzer des Bades und als solches umfassenden Verbesserungen abhold. Als nun aber Anfangs des Jahres 1838 der Convent des Klosters einstimmig die Aufhebung desselben beschloß und sein Vermögen dem Staate überließ, erblühte für das Bad ein neues Leben. Die Quelle ward als unveräußerliches Gut des Staates erklärt und der Ertrag des ganzen Vermögens soll zu Erziehungszwecken verwendet werden.

In Folge der Absicht der Regierung, allervorderst für die Hebung des Bades zu sorgen, ging ihre erste Sorge dahin, das Bad zugänglich zu machen. Auf steilem Waldwege mußte man bisher zum Bergdorfe Valens hinaufsteigen und noch steiler im Zickzack wieder hinunter in die Kluft, wo das Badgebäude steht, von Fahren war keine Rede.

Jetzt aber zieht sich ein künstlicher Fahrweg der Tamina, einem Waldstrome entlang, mit immer gleichförmiger Steigung von 3 Proc., von Ragaz bis ins Bad, wohin man nun von letzterm Orte aus bequem, statt früher in 2, nun in 3/4 Stunden gelangen kann. Wo früher nur der einsame Holzflößer sein gefährliches Handwerk trieb, oder wo etwa ein Geißbube sich verirrte, da ziehen nun die Chaischen, die Transportwägelchen, der Kranke im Tragsessel und die Gruppe fröhlicher Kurgäste in friedlichem Gemische durcheinander und geben ihr Erstaunen zu erkennen, wie schnell und glücklich hier eine neue Welt geschaffen worden sei. Was an einer Bergstraße Merkwürdiges vorkommen kann, kirchthurmshohe überhangende Felsen, künstliche Stützmauern, eine kleine Gallerie, Brücken, Rüfen und Wasserfälle, alles findet sich hier auf kurzer Strecke, wie in einer Musterkarte vereinigt. Dem Reisenden ist hier eine Naturschönheit zugänglich gemacht, die im Schauerlichen und Großartigen ihres Gleichen kaum irgendwo findet. Zur Linken steigen Felswände zu 6—700 Fuß Höhe empor, zur Rechten lehnt sich die felsige Halde etwas zurück, wie wenn die Erde auseinander gerissen worden wäre, an mehrern Stellen aber steht Wand gegen Wand ganz nahe gegenüber, und in der Tiefe wälzt die Tamina ihre brausenden Wogen von Fels zu Fels nach Ragaz dem Rheine zu.

Das Erweitern des Badgebäudes, das für den Zudrang von Gästen offenbar zu beschränkt ist, ließ sich zwischen den beiden Felswänden nicht wohl bewerkstelligen und wurde durch die Herausleitung der Quelle in den Hof Ragaz offenbar unnöthig. Dieses schöne und große Gebäude, unter dem Namen der Statthalterei früher ebenfalls dem Kloster gehörend, ward nun zu einem Gasthofe eingerichtet und hart an demselben das neue Badhaus aufgeführt. Diese Gebäulichkeiten liegen nahe beim Dorfe Ragaz und zum Theil an der Landstraße nach Chur. Durch fortgesetzte Verwendung suchte die Kantonsregierung den Aufenthalt in beiden Kuranstalten immer angenehmer zu machen. Die romantische Lage des Hofes Ragaz in der fruchtbarsten Gegend des Sarganserlandes, reich an Naturschönheiten und durch treffliche

Straßen, Dampfschiffe und gute Posteinrichtungen von Italien, Deutschland und der ganzen Schweiz leicht zugänglich, lassen dessen Emporwachsen zu einem großartigen Kurorte erwarten.

Ein Kerkerabentheuer und der Besuch bei den Todten.

An einem düstern Herbstnachmittage trat ich, wie öfters schon, bei Leopoldinen, der Tochter des Gefängnißwärters in C., ein, unter dem Vorwande, ihren Bruder Heinrich, meinen Schulkameraden, zu besuchen, in der That aber mehr, da ich Heinrich abwesend wußte, um bei dem schönen, engelguten Mädchen, das ich mehr liebte, als ich selber eingestand, zu verweilen. Meine sonstige Schüchternheit überwindend, ergriff ich ihre Hand, nud traulich beieinandersitzend, noch völlig wie Kinder, plauderten wir über unsere Liebe. Ein Knistern vor der Thüre schreckte uns aus unserm Liebestraume, plötzlich wurde die Thüre aufgerissen, und wer vermag mein Entsetzen zu schildern, als ein verwilderter Kerl hereinstürzte, der, des Raubmordes beschuldigt, seinen Kerker zu sprengen wußte! Wie ein Tiger auf seine Beute, so stürzte der Bösewicht auf das tödtlich erschrockene Mädchen zu, versetzte ihr einen Faustschlag auf die Stirne, daß sie leblos hinsank, und entriß ihr den am Gürtel hängenden Schlüsselbund. Mit einem Satze war ich auf dem Bette des Wärters, ob dem zwei geladene Pistolen hiengen, im Nu hatte ich die eine herabgerissen, spannte den Hahn, drückte los, und — sie versagte. In ohnmächtigem Rasen stürzte ich auf den Mörder hin, und packte ihn wüthend bei der Gurgel.

Unfehlbar hätte ich ihn erdrosselt, doch er, ein Riese an Gestalt und Kräften, drückte mich mit der Brust dergestalt an die Mauer, daß ich ihn, von Schmerz überwältigt, loslassen mußte. Nun warf er mich mit übermenschlicher Kraft auf die Erde, und ich fiel so unglücklich, daß mir aus Mund und Nase das Blut in Strömen quoll, und gelähmt an allen Gliedern und schwindelnd konnte ich nicht mehr aufstehen. Mit roher Faust packte er mich sodann bei den Haaren, und schleppte mich zur Thüre. Diese öffnend, zog er mich die Treppe hinab durch einen langen finstern Gang, bis zu einer mir wohlbekannten Thüre. Diese führte nämlich zu den unterirdischen Kerkern, die jedoch nicht mehr gebraucht wurden. In ohnmächtiger Wuth stemmte ich mich mit dem Aufgebote meiner letzten Kräfte gegen die Thürpfosten, doch vergeblich — der Bösewicht riß mich unbarmherzig die zweite lange Treppe hinab, und fort durch einen langen schmalen Gang bis zur letzten Kerkerthüre. Während er mich bei den Haaren mit der linken Hand festhielt, versuchte er mehrere Schlüssel an der Gefängnißthüre. Dieses Versäumniß brachte mich etwas zur Besinnung. Mit einem tüchtigen unerwarteten Stoße, der ihn ganz aus der Fassung brachte, entriß ich mich seinen Händen, und lief der Treppe zu. Doch die furchtbare Angst und eine durch den Blutverlust erzeugte Betäubung ließen mich die steile Treppe nicht so schnell ersteigen, denn kaum in deren Mitte holte mich das Ungethüm ein. Schnaubend vor Wuth und die gräßlichsten Flüche ausstoßend, versetzte er mir mit dem schweren Schlüsselbunde einen Schlag auf den Kopf, daß ich bewußtlos zusammensank.

Ein brennender Durst, Eiseskälte am ganzen Körper, und ein unausstehlicher Schmerz am Kopfe, als würde man darin hämmern, waren die ersten Anzeichen meines wiederkehrenden Lebens. Mit Mühe mich ein wenig erhebend, umgab mich dicke Finsterniß. Nach und nach konnte ich mir die vergangenen Scenen ins Gedächtniß zurückrufen. Entsetzt sprang ich in die Höhe, denn der Gedanke war mir gräßlich, daß ich von dem Mörder in einen der

unterirdischen Kerker eingesperrt sein konnte. Langsam vorschreitend erreichte ich die naßkalte Mauer, längs derselben fortsuchend gelangte ich zur Thüre — sie war verschlossen.

Die Größe meines Unglückes vernichtete mich fast, denn es stand mir bevor des schrecklichsten Hungertodes zu sterben. Jenes Ungeheuer hatte gefürchtet, daß die Wirkung des betäubenden Falles im Zimmer des Gefängnißwärters nicht nachhaltend sein werde, und daß ich zur Besinnung gelangen und Alles aufbieten würde, um seine Flucht zu verhindern, darum hatte er den schauderhaften Plan ausgeführt, und mich in dieses Gefängniß gesperrt, wo ich, abgeschnitten von jedem Verkehr, seinem Vorsatze nicht hinderlich sein konnte. Seine Lokalkenntniß war ihm zu Allem behülflich, denn er hatte als Zimmermann im Gefängnisse gearbeitet, und kannte genau jeden Winkel des Hauses.

In entsetzlicher Todesangst begann ich mit Händen und Füßen auf die eiserne Thür zu schlagen — ich horchte — die schauerlichste Stille herrschte; ich schrie durchs Schlüsselloch um Hülfe — nichts unterbrach die furchtbare Ruhe. Noch ein Mittel wollte ich versuchen. Da ich mit Händen und Füßen auf der Thüre zu wenig Lärm hervorbrachte, gedachte ich mit einem festen Gegenstande in die Thüre zu schlagen. Lange suchte ich vergebens, endlich fand ich einen Stein in der Ecke des Gefängnisses. Mit erneuerter Hoffnung hieb ich aus allen Kräften in die Thüre, doch auch diesmal vergeblich. Zwei lange Gänge, zwei Treppen und drei Thüren, die der Bösewicht wahrscheinlich alle schloß, schieden mich von jedem lebenden Wesen, und ich mußte mich dem trostlosen Gedanken hingeben, daß man mich unmöglich hören könnte. Ermattet ließ ich den Stein sinken, und brach in laute Klagen aus, denn ich mußte hier hülflos unterliegen, und mit wahnsinnigem Schrecken gedachte ich der furchtbaren Stunden, wo mich nebst dem schon folternden Durste die Furien des Hungers erfassen würden.

Und giebt es kein Mittel, mich von diesen Höllenqualen zu befreien? Mein schützender Genius mußte mir in diesem Augenblicke den Gedanken eingeben, daß ich nachdachte, woher der Stein kam. Ich ging nach der Richtung hin, wo ich ihn gefunden, und tappte an der Wand herum, doch nichts als feste Mauer fühlte ich. Plötzlich glitt meine Hand in eine Vertiefung, dann in eine zweite, ich untersuchte mit beiden Händen, und o entzückendes Gefühl! ich fand, daß die Mauer hier einmal durchbrochen gewesen sein mußte, und das Loch nur schlecht vermacht sei. Zitternd vor Erwartung begann ich die Steine herauszunehmen, und nicht ohne Mühe gelang es mir, das Loch so groß zu machen, daß ich mich durchzwingen konnte.

Meine Schritte hallten dumpf auf dem Steinpflaster zurück, als ich jenseits ankam, daraus schloß ich, daß es ein leerer Raum sein mußte, in dem ich mich befand. Neuer Schrecken durchrieselte kalt mein Gebein. Ich konnte in einen andern Kerker gelangt sein, aus dem ich eben so wenig hoffen konnte, herauszukommen, wie aus dem ersten. Ich begann die Wand zu untersuchen. Längs der einen Seite war nichts zu finden, doch wie beschreibe ich meine Freude, als ich an der zweiten Mauer in einen schmalen Gang gerieth, den ich ungesäumt betrat. Ich schritt vorsichtig weiter. Plötzlich stieß ich an eine Thüre, die zum Glück nicht verschlossen war. Als ich sie öffnete, fühlte ich eine Treppe, die ich ihres verfallenen Zustandes wegen, nur mühvoll erstieg. Eine zweite Thüre hemmte mein weiteres Vordringen, aber auch diese war nur angelehnt; ich öffne sie und — ich befand mich in der Behausung der Todten — in einer Gruft. Der erste schwache Lichtschein, den ich seit vielen qualvollen Stun-

den wieder sah, beleuchtete nur eine doppelte Reihe von Särgen und alle die schauderhaften Attribute des Todes.

Mir war sonderbar zu Muthe. Die Liebe zum Leben hätte mich vermocht, die Todten aus ihren Särgen zu wecken, wenn sie mir helfen konnten, und doch überfiel mich ein unerklärliches Zittern und Bangen; mir kam es vor, als wenn eine eiskalte Todtenhand mir rückwärts am Kopfe läge. Ein erstickender Modergeruch beklemmte meine Brust so sehr, daß mir der Schweiß am ganzen Körper hervordrang. Ich suchte sogleich nach dem Ausgange und entdeckte eine schmale Treppe, die aufwärts führte. Hier umgab mich wieder Nacht, und nur suchend gelangte ich vorwärts. Plötzlich stieß ich mit dem Kopfe an. Ich griff nach oben — wer beschreibt mein grauenvolles Entsetzen — ein Stein verschloß den Ausgang.

Ich stieg zwar noch eine Stufe höher, und stemmte mit dem Rücken empor, doch zu fest saß der Stein in seinem Gefüge, als daß ich ihn hätte heben können, und verzweifelnd und trostlos mußte ich wieder die Treppe hinabsteigen. Das schwache Tageslicht fiel durch eine schmale Oeffnung, die aber hoch oben, beinahe an der Decke angebracht war, mir daher keinen Ausgang bot. Und doch war dies nun der einzige Ort, woher ich hoffen konnte, aus diesem furchtbaren Zustande erlöst zu werden. Die Mauer, aus glatten Quadern bestehend, bot kein Mittel dar, zur Oeffnung zu gelangen, und verzweifelnd sah ich mich nach einem Gegenstande um, der mir zur Oeffnung verhelfen konnte. Ich fand nichts. So lange mich noch ein Schimmer von Hoffnung an das Leben hielt, so lange erlahmten meine phisischen Kräfte nicht, als aber auch diese vernichtet war, als mir nun der gewisse Tod bevorstand, da bemächtigte sich meiner ein unsäglicher Schmerz, eine gräßliche Angst. Ich fühlte eine Abspannung, als wenn mir die Knochen aus-einander fielen, mein Kopf wurde wüst und schwer, die steinernen Todtenköpfe an den Särgen grinsten und winkten mir schauerlich zu; ich erstarrte im Innersten, und sank betäubt an der Stufe eines Sarges nieder. Dieser einer halben Ohnmacht gleichende Zustand mochte nicht lange gedauert haben, als mich ein brennender Schmerz am Kopfe weckte. Ich griff nach der Stirne, und zog eine blutbedeckte Hand zurück — die Folgen des Schlages mit dem Schlüsselbunde. Ich erhob mich, am ganzen Körper fiebernd, und durchschritt noch einmal die beiden Reihen der Särge. Im Hintergrunde herrschte beinahe Finsterniß, aber ein ganz schwarzer, auf hohem Gestelle ruhender Sarg erregte meine Aufmerksamkeit. Ein eisernes Gitter, das bis an die Decke reichte, umschloß denselben; ich versuchte zu öffnen, nach einiger Mühe gelang es mir, zwei schmale Flügelthüren drehten sich knarrend in ihren Angeln. Als hätte man mir ein Messer durchs Herz gestoßen, so durchzuckte mich der Gedanke an einen neuen Rettungsversuch; konnte es mir nämlich gelingen, eine dieser Thüren aus ihren Angeln zu heben, so durfte ich selbe nur zu jener Oeffnung hintragen, um mittelst derselben herauszukommen. Neue Hoffnung belebte meine Kräfte, und ich begann von innen heraus die Thüre zu heben. Schaudernd fuhr ich zusammen, als die verrosteten Angeln mit schrillendem Gekreische sich drehten, als wenn sie die freche Menschenhand anklagen würden, die ihre langjährige Ruhe frevelnd zu stören wagte, und ich sah mit haarsträubendem Entsetzen in den Kreis der stummen Särge, ob sich nicht strafende Geister aus ihnen erheben würden, mein Beginnen zu rächen. Doch die Liebe zum Leben überwand alle Schrecken. Mit einer Art von wahnwitziger Wuth begann ich wieder die Arbeit, die Thüre hob sich ein wenig höher — ich schob den Fuß zwischen den leer gewordenen Raum, nicht achtend des

Schmerzens, den mir die Schwere verursachte, noch einige verzweiflungsvolle Anstrengungen mit dem Aufgebote aller meiner Kräfte — und die Thür stürzte mit fürchterlichem dumpfem Gekrache zur Erde. Am ganzen Körper zitternd hob ich die Thüre an einem Ende und schleppte sie rasend durch die Gruft; mit Riesenanstrengung brachte ich sie Zoll für Zoll in die Höhe, bis endlich deren Rand an der schmalen Oeffnung lehnte. Die hie und da angebrachten Verzierungen der Eisenstäbe dienten mir als Anhaltspunkte für Hände und Füße, endlich langte ich oben an und zwängte mich durch die Oeffnung. Luft! Licht! ich war gerettet!

Ich erkannte sogleich, wo ich mich befand; es war die alte ehrwürdige Jesuitenkirche, die neben dem Rathhause lag. Die Sonne warf schon ihre letzten Strahlen durch die hohen gothischen Fenster, und da ich wußte, daß die Kirche nicht mehr geöffnet würde, so mußte ich an Mittel denken, mich hörbar zu machen. Durch Schläge an die gesperrte Thüre konnte ich dies nicht bezwecken, da eine Vorhalle, die ebenfalls geschlossen war, jeden Lärm ersticken mußte; ich nahm daher zum Meßglöckchen meine Zuflucht und läutete an. Nicht lange dauerte es, so klirrten die Schlüssel, und der greise Küster erschien am Eingange der Kirche. Entsetzt fuhr er zusammen, als er mich erblickte. Himmlischer Vater! wer sind Sie? wie kamen Sie herein? sprach er erschrocken, und erkannte mit Mühe mein bleiches, mit Blut bedecktes Gesicht. Antworten Sie mir, sprach ich hastig ist der Raubmörder aus dem Kerker entflohen? Gott sei seiner armen Seele gnädig. Als er die Gitterthür des Gefängnißhauses aufschliessen wollte, erblickte ihn der stumme Jobst. Er eilte sogleich fort, und schloß hinter sich das Thor. Als er mit der Wache zurückkam, fanden sie den Mörder in des Gefängnißwärters Zimmer erschossen am Boden liegen. Die Kerkerschlüssel suchte man vergebens, da Jobst zu verstehen gab, sie wären im Gefängnisse gewesen. Und Leopoldine? fragte ich bebend.

Der Armen geht es schlecht, sie fällt aus einer Ohnmacht in die andere, der Schuß des Selbstmörders hat sie aus ihrer Betäubung geweckt, als sie ihn aber im Blute schwimmen sah — —

Mehr hörte ich nicht, denn ich stürzte fort in das Rathhaus, und stürmte in Zeit einer Minute an der Pforte. Jobst öffnete und mich erkennend schlug er die Hände zusammen. Ich keuchte die Treppe hinauf, eine entsetzliche Angst glühte wie Feuer in meinen Adern. Ich riß die Thüre auf und erblickte Leopoldinen leblos auf dem Bette liegen, ihren Vater und Bruder in Thränen gebadet, und den Arzt beschäftigt sie ins Leben zurückzurufen. Ich warf mich wie wahnsinnig über sie, ergriff krampfhaft ihre Hände, und stöhnte aus tief beklommener Brust ihren Namen. Endlich schlug sie matt die Augen auf, doch kaum erblickte sie meine Stirnwunde, aus der durch Ueberreizung neues Blut floß, hauchte sie meinen Namen, und — war nicht mehr.

Das beste Haus.

Als einst die Weisen Griechenlands mit einander zu Tische saßen, kam das Gespräch auch darauf: Welches das beste und glücklichste Haus sei? Da sagte Solon: „Das beste Haus scheint mir dasjenige, in welchem das Geld ohne Ungerechtigkeit erworben, ohne Mißtrauen aufbewahrt, und ohne Reue ausgegeben wird.“ — Bias: „In welchem der Hausvater, sein selbst wegen, sich eben so verhält, als außerhalb des Gesetzes wegen.“ — Thales: „In welchem der Hausvater die meiste Muße hat.“ — Kleobulos: „In welchem der Hausvater mehr geliebt als gefürchtet wird.“ — Pittakos: „Das beste Haus scheint mir das, in welchem weder was Ueberflüssiges gefunden, noch etwas Nothwendiges vermißt wird.“

Lustige Historien und scherzhafte Einfälle.

Am Vorabende des Neujahrstages beschloß eine Lehrerin die Schule mit der Rede an ihre Schulmädchen: „So, ich wünsche euch Glück zum neuen Jahr, und daß ihr fleißiger und braver werdet, als im vergangenen Jahre.“ „„Ich danke,““ erwiederte eines der kleinen Mädchen ganz schüchtern, „„wünsch' ebenfalls.““

In München geriethen zwei Männer in einen heftigen Wortwechsel, der von Minute zu Minute immer leidenschaftlicher wurde. Endlich sagte der Eine in der höchsten Wuth, wenn nicht die Thierquälerei verboten wäre, so müßte ich dir eigentlich eine derbe Ohrfeige geben.

In Leipzig lag neulich eine Frau so gefährlich krank, daß sie ihr letztes Stündlein gekommen glaubte. In der Angst ihres Herzens betete sie den Vers aus dem Gesangbuche:

Komm, o Tod, des Schlafes Bruder,
Komm und führe mich nun fort.

Und an der Bettstelle stand ihr Mann, betete, weinte und jammerte:

O du großer Gott, erhöre,
Was dein Kind gebeten hat.

Ein Irländer und ein Engländer wurden, Seeräuberei wegen, zum Hängen verurtheilt. Dieses Urtheil wird bei solchen Gelegenheiten so nahe am Wasser wie möglich vollzogen. Nun war am Tage der Vollstreckung des Urtheils die Fluth sehr hoch, und durch einen Zufall riß beim Hinaufziehen des Engländers der Strick; da dieser ein guter Schwimmer war, rettete er sich ans jenseitige Ufer, und entkam. Der Irländer, der dies sah, bat den Henkersknecht, doch ja einen guten Strick zu nehmen. „Denn wenn ich ins Wasser falle,“ sagte er, „werde ich mein Leben gewiß dabei verlieren, weil ich nicht schwimmen kann.“

Ein Londoner Kaufmann suchte vor Kurzem durch die Zeitungen einen Commis, der an „ein eingezogenes Leben“ gewöhnt sei, worauf sich ein Mann meldete, der zu seiner Empfehlung darthat, daß er sieben Jahre im Gefängnisse gesessen habe.

Der Pfarrer G. zu C. hatte im Wochenblatt bekannt gemacht, daß er einen Reisegesellschafter nach Frankfurt wünsche. Einige Abende nachher, als der Pastor schon im sanften Schlafe liegt, pocht der Studiosus D. bei der Haushälterin des Pfarrers an die Schlafkammerfenster: „Machen Sie geschwind die Thüre auf, ich muß den Herrn Pfarrer eiligst sprechen.“ „„Ei, mein Gott!““ sagte die bestürzte Haushälterin, „„das wird ja wohl Zeit haben bis morgen frühe? — Der Herr Pfarrer waren unpäßlich, haben Thee getrunken und wollen schwitzen.““ „Kann alles nichts helfen,“ erwiedert der Student; „ich soll und muß den Herrn Pfarrer eiligst sprechen: die Sache ist von Wichtigkeit und leidet keinen Aufschub!“ Endlich kommt denn der Herr Pfarrer G. im Schlafrock mit über die Ohren gezogener Mütze und fragt nach der Ursache dieses späten nächtlichen Besuchs. „Ich habe,“ beginnt der Studio, „so eben im Kaffeehause gelesen, daß Sie einen Reisegefährten nach Frankfurt suchen, ich wollte Ihnen daher nur sagen, daß ich nicht mitreisen kann.“